This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

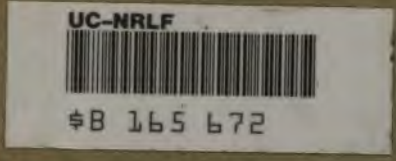
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
2615
H2578
F7
1897



Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid
BMC

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

Prof. Hector Treub
Amsterdam.

Hansson, Laura (Mohr)

Frau Lilly

als Jungfrau, Gattin und Mutter

von

Laura Marholm, pseud.

Berlin NW. 6.
Verlag von Carl Duncker.
1897.

PRD review - ret'd to NRLF
3/29/90 pages missing - no m/f

Alle Rechte vorbehalten.

PT 26[illegible]
Ha57=F[illegible]
1877

Inhalt.

Seite

Todtes Leben 1
Junge Mädchen 39
Warten 61
Weiße Fläche 89
Bubselchens Weihnachten 109
Eheliche Liebe 147
Frühläuten 163
Was ist der Mensch? 185

M368251

Todtes Leben.

I.

Sonne! Sonne —! und alles ſo gelb ..., heißes, gelbes Leuchten. Der gelbe, funkelnde Sand, rechts und links vom neuen holzgelben Bretterſteg, und der dünne, gelbe, reife Roggen und die lange, gelbe Düne...! Und ſo iſt's und ſo bleibt's; gelb, gelb, ... ſo ermüdend, ſo dürr, ſo trocken brennend, ſo weit man ſieht und weiter als man ſieht. Immer derſelbe neue holzgelbe Bretterſteg und dieſelbe endloſe gelbe Düne und der heiße Staub, der gelb in der Sonne leuchtet ...

Heiß, zum Verdurſten! Und ſo müde, ſo müde wird man. So ſonderbar müde, todtmatt, leer; die Füße ziehen ſich langſam vorwärts, die Wangen flammen und ſo ein ſeltſames Gefühl dann und wann — weich, warm, wie ein Hinſinken in Schlaf, man bleibt weg vor ſich ſelbſt ... das iſt wohl ein Schwindel — —

Fräulein Lilly griff um sich, stemmte sich fest auf die Füße und wurde ganz klar. Dort fingen die Häuser an, sie waren schon ganz nahe, — und auf den Veranden saßen Damen mit bunten Stickereien und es roch nach Kaffee und auf den Tischen standen Drahtkörbchen mit Kringeln, und Kaffeetassen, und da und dort eine messingne Kaffeekanne. In Lilly kam eine wohlige Kindheitsstimmung auf. Diese bemalten Tassen und die Messingkanne und die Wasserkringel im Drahtkorb und um den weißgestrichenen, weißgedeckten Tisch das braun- und gelbgestrichene Strohsopha und die weißen Strohstühle — wenn man das sah und roch, dann war man auf dem Lande! Weg aus der Schule und der engen Wohnung und der häßlichen Stadt, und die Luft wehte so fühlbar um einen und es duftete so frisch nach Harz und Fichten — und nach Salz und Tang von der See . . .

Fräulein Lilly sah, daß ein paar Damen am Kaffeetisch sie musterten und mit einander tuschelten; sie fühlte sich scheu und gezwungen und die liebe Stimmung war weg. Sie ging steif und nicht mehr natürlich und sah nach den Nummern an den Häusern.

Es waren Häuschen allereinfachster Art, aus Holz gezimmert, mit Stroh gedeckt, auf welchem Moos

und winzige Birkenſetzlinge wuchſen, mit kleinen Fenſterchen und Holzläden; die Verandas meiſt nur ein vorgebautes Dach mit Schutzwand, durch Rollgardinen aus Segeltuch vor Zug bewahrt; ſo waren ſie hineingebaut in den Föhrenwald, auf den Moosgrund, ohne Fundament; Winters das Obdach der Küſtenfiſcher mit Weib und Kindern, Sommers ausgemiethet an Fremde aus der Stadt.

Hie und da eine Villa mit Blumentöpfen auf den Treppenſtufen, kiesbeſtreuten Gängen, in einer Gruppe Hanf- und Tabakſtauden eine Hebe aus Gips, die einſchenkte, oder ein Amor mit verbundenen Augen, der mit ſeinem Bogen auf den Beſuch zielte. Der Amor meiſt ein zarter Wink, daß hier heirathsfähige Töchter zu haben waren.

Fräulein Lilly ging und ging, immer auf demſelben Bretterſteg, der zwiſchen den zwei Reihen Häuſern hinlief: die Villen ſich an die föhrenbewachſene Düne lehnend, die Bauernhäuschen auf dem offenen Land zwiſchen kümmerlichen Roggenfelderchen; ein bißchen Wieſe, ein bißchen dünner Wald, an deſſen Rand einzelne ganz niedrige Hüttchen mit Erde und Raſen gedeckt ſtanden — geſchwärzte Hüttchen, aus denen ein bläulicher Rauch mit beißendem Kiengeruch auf-

ſtieg. Hier wurden Strömlinge auf Tannenzapfen geräuchert.

Fräulein Lilly lüſterte es. Friſchgeräucherte, goldbraune, fettblanke Strömlinge, mit grobem Salz beſtreut, mit Farrenblättern zugedeckt — ein leckeres Abendeſſen für ſie und Mama. Aber kein Menſch war bei den Räucherhüttchen zu ſehen.

Aus einem der Häuſer an der Dünenſeite, einem langen, niedrigen Gebäude, die ebenſo lange Veranda mit wildem Wein undurchſichtig bewachſen, klang ein trockener, ſchwerer Huſten.

Lilly wurde aufmerkſam. Die Hausnummer war unter den Weinranken unſichtbar geworden. Aber hier mußte es ja ungefähr ſein. Und dann der Huſten!

Sie blieb am Pförtchen ſtehen und ſah hinein. Niemand. Sie verſuchte es zu öffnen. Feſt. Sie lehnte ſich über, fand den Riegel und ſchob ihn zurück. Ging hinein! Blieb wieder vor der Veranda ſtehen und guckte durch die Oeffnung im wilden Wein, die den Eingang bildete.

Auf einem Tiſch ſtanden fünf, ſechs Gläſer mit friſchgepflückten, unabgeſtreiften Johannisbeeren zum Einmachen. Ganz hinten, in der geſchützten Ecke, ein großer alter Lehnſtuhl mit Kiſſen und Decken,

davor ein Tischchen mit Gläsern und Fläschchen und einer weißen Kumme.

Im Lehnstuhl bewegten sich die Kissen und Decken. Ein Aermel kam hervor, suchte auf dem Tisch. Die Kumme wanderte zu den Kissen und Decken. Es hustete und spuckte hinein.

Fräulein Lilly spürte mitten in ihrem Durst und Hunger eine Ekelregung. Sollte sie hin zum Lehnstuhl und grüßen? Sie stand unschlüssig.

Aus dem Lehnstuhl kam aber kein Zeichen, daß sie bemerkt worden wäre. Es war jetzt darin ganz still.

Sie ging leise quer über die Veranda und durch die offene Thür der Wohnstube. Es sah sehr sauber, korrekt und leer darin aus. Einige alte Stadtmöbel spärlich an den Wänden. Ueber dem Sopha ein sentimentaler Kupferstich: Kind und Hund; das Speisegeschirr in einem Eckschränkchen mit Glasscheibe.

Die Thür zum Nebenzimmer stand angelehnt. Sie hörte ein rathschlagendes Flüstern, etwas von „empfangen" oder „nicht empfangen" und stand peinlich berührt, unschlüssig, ob sie die angelehnte Thür in ihrer symbolischen Eigenschaft respektiren solle oder nicht.

Da ging dieſelbe ein wenig auf — und noch ein wenig. Eine kleine, runde Dame, mit großen vorſtehenden Zähnen und freundlichem, rothem Geſicht, kam zum Vorſchein.

„Ach, wie hübſch, daß Sie meine arme Luiſe beſuchen, Fräulein Mayland. Aber möchten Sie nicht lieber ein anderes Mal —"

„Nein, nein," hörte man eine ungeduldige Stimme von drinnen. „Du biſt zu viel Vormund, liebe Betty. Kommen Sie nur, bitte, herein, liebe Lilly. Entſchuldigen Sie, daß Sie mich hier liegend finden; ich bin ein wenig unwohl und da hat die gute Betty den Ueberfluß ihrer Freundſchaft als Sopha-Arreſt über mich ergoſſen . . ."

Lilly kam, von der kleinen Dicken zögernd vorbeigelaſſen, näher. In der engen Schlafkammer, die ſie betrat, lag auf einer Chaise-longue unter dem Fenſter eine lange, magere Geſtalt, ganz angekleidet, mit einer weißen Morgenhaube auf dem glatten, ſchwarzen, graugeſprenkelten Haar. Ein Paar müde, ſchwarze Augen ſahen ſie konventionell freundlich an und mehrere unregelmäßige Zähne lächelten ihr entgegen. Sie fühlte eine lange dürre Hand die ihrige ergreifen und hörte eine Stimme, die ſo müde und

farblos war wie die Augen, ihr allerlei Freundliches über ihren Besuch und den weiten Weg und die heutige Hitze und mehreres andere sagen.

Lilly sah sich nach einem Stuhl um und stöhnte unwillkürlich, während sie sich in denselben fallen ließ: „Ach, wie bin ich müde!"

„Sie müde," — wiederholte die Dame auf dem Sopha spöttisch. „Sie, die Gesundheit und Kraft! Sie sind zu gesund, liebe Lilly, — sieh', Betty, wie ihr das Blut aus den Wangen springt!" — Die kleine dicke Dame zeigte beistimmend ihr großes Zahnrelief.

„Ich bekomme aber manchmal so einen Schwindel," sagte Lilly, der wieder für einen Augenblick die Stimmen so ferngeklungen hatten und alles sich in einem Wohlgefühl der Unbewußtheit auflösen zu wollen schien.

„Sie haben zu viel Säfte, liebe Lilly," sagte die blasse Dame mit etwas Mißbilligendem im Ton. „Sie müssen sich zu zähmen suchen. Erinnern Sie sich, was Goethe von Christian Günther sagte: aber er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben und sein Dichten!"

Lilly sah bei dieser Anspielung verstimmt zur Seite.

„Möchten Sie nicht eine Tasse Kaffee?" fragte die Kleine mit den großen Zähnen.

Ja, den mochte Lilly. Die Tasse Kaffee kam, — für sie allein, mit etwas Backwerk. Sie trank rasch und genirt.

Von der Veranda klingelte es.

„Gleich, gleich, Mutterchen!" die lange Dame fuhr wie eine Rakete von ihrer Chaise-longue auf.

„Aber bleib' doch, Luise, ich kann doch" . . . warf sich die Kleine dazwischen. Aber Luise war schon hinaus und stand auf der Veranda, über die Kissen und den Lehnstuhl gebeugt, der unter einem Hustenanfall knackte und zitterte.

„Wie geht es Ihrer Frau Mutter?" fragte Lilly, als es draußen still geworden war und Fräulein Luise wieder zurückkam.

„Ach, Mutterchen macht mir solche Sorge," erwiderte diese, mit schmerzlichem Ton, aber unbewegtem Gesicht. „Der Husten geht ganz in Erstickungsanfälle über. Ich fürchte jedesmal, sie bleibt mir unter den Händen. Gebe Gott, daß es besser wird in der frischen See- und Waldluft hier."

„Wie alt ist denn schon Ihre Frau Mutter?"

„Sechsundsechszig, und sie hat dies schreckliche Leiden schon seit fünfzehn Jahren — —"

„Aber können Sie denn nicht eine Pflegerin . . . Sie reiben sich ja ganz auf!"

„Mamachen erkennt mich ja immer noch. Es wäre ihr schrecklich mit einer Fremden . . . Eine gemiethete Person! Meine Brüder würden es auch nie zulassen. Sie vergöttern ja Mamachen . . ."

„Aber Sie, Fräulein Reibnitz, Sie gehen dabei zu Grunde."

Fräulein Luise Reibnitz lächelte bitter malitiös und schwieg.

Die drei Damen saßen eine Weile beisammen und sprachen lebhaft, mit Ausrufen und Auflachen über gleichgiltige Dinge. Fräulein Lilly sprach am lebhaftesten, lachte am lautesten und brachte die andern beiden auch zu Lebhaftigkeit und Lachen. Sie fühlte sich aber dabei fremd in der Umgebung, unheimisch und gezwungen und war froh, als es anständigerweise Zeit geworden, aufzustehen und die Visite zu beenden.

„Warten Sie, ich begleite Sie ein Stück," sagte Fräulein Reibnitz.

Die kleine Dicke proteſtirte hitzig: „Du warſt heute früh noch ſo leidend, Luiſe . . .“

„Geh' Du zu Deinen Häuſern und ſieh', wie es mit dem Bau ſteht,“ fertigte Fräulein Reibnitz ſie ab. „Sie müſſen nämlich wiſſen, Fräulein Lilly,“ wandte ſie ſich an dieſe, „Fräulein von Lohl iſt eine große Baumeiſterin. Sie baut jedes Jahr ein neues Haus . . .“

„Ach, Uebertreibung!“

„Hier, im Badeort, möblirt es mit den Hinterlaſſenſchaften ihrer allmählich verſterbenden vielen Tanten und vermiethet es, — theuer, darauf verſteht ſie ſich auch. Dies Haus, inkluſive Inventar, iſt auch eins von ihren Immobilien, — mir zu chriſtlichem Preis abgelaſſen, aus Freundſchaft. Was, Betty?“

Fräulein Reibnitz trat vor den Spiegel und nahm ihre Morgenhaube ab. Es war plötzlich, als würde ſie noch länger, noch magerer, das Geſicht noch gelber, die Zähne noch unregelmäßiger. Etwas Weiches, Warmes, Frauliches ging von ihr ab; ſie ſtand da ſo ſonderbar unperſönlich, trübſelig, abgerupft.

Fräulein von Lohl rannte geschäftig hin und her und sah eifersüchtig auf Lilly.

„Ich bin bald wieder da," tröstete Fräulein Reibnitz mit einem ganz kleinen, wehmüthigen Lächeln. „Du kommst doch zum Abend, Betty?"

Ja, Betty kam natürlich zum Abend.

Das junge Mädchen und die beiden alten Mädchen gingen eine Strecke zusammen, dann zeigte Fräulein Reibnitz auf ein frisch gezimmertes Häuschen, das noch nicht unter Dach war. „Das ist das jüngste Baukind. Geh' nun und sieh', wie es sich befindet, Betty."

Die kleine Dicke schien sich sichtlich ungern zu trennen. Sie plapperte erst noch über alles Mögliche, aber schließlich verschwanden ihre rothen Wangen und großen Zähne doch hinter einem Hügel.

„Die Gute!" sagte Fräulein Reibnitz seufzend, „sie lebt nur für mich! Sie hat immer eine Freundin, in die sie ganz aufgeht. Sie ist sonst eine sehr praktische, kluge Person, — aber in der Freundschaft ... lauter Aufopferung und — lauter Eifersucht."

Fräulein Lilly wunderte sich, daß so etwas möglich wäre.

„Haben Sie das noch nicht erfahren, Sie Kind? Ach, das kommt ja so oft vor. Sie betet mich an.

Sie erräth jeden Wunsch von mir — und tyrannisirt mich dabei. Sie ist übrigens ein glückliches Geschöpf. Ewig heiter, ewig geschäftig, immer zufrieden mit sich und der Welt und ihrem Loos."

„Es ist doch ein leeres Leben, das sie führt," warf Lilly ein.

„Das finden Sie, das finde auch ich. Naturen wie wir gehen aufs Ganze. Ich lasse mir ihre Zärtlichkeit auch nur gefallen," fügte Fräulein Reibnitz entschuldigend hinzu. „Aber sie verlangt nichts Anderes. Sie bildet sich ein, mir unentbehrlich zu sein. Sie hat nie einen Mann geliebt —"

„Nicht möglich!" entfuhr es Fräulein Lilly.

„Verlassen Sie sich darauf. Die Männer existiren nicht für sie. Haben in ihrem ganzen Leben nicht für sie existirt. Sie ist ja viel in die Welt gekommen. Ihr Vater war Geheimrath; sie machten ein großes Haus in Hamburg. Sie hätte drei- oder viermal heirathen können. Aber der Gedanke war gar nicht für sie vorhanden. Sie ist nur Freundin. Kann nichts Anderes sein, will nichts Anderes sein. Wissen Sie, was sie jetzt thut?" unterbrach sie sich plötzlich.

„Nein, was?"

„Sie ist voll von der rasendsten Eifersucht auf

Sie. „Wahrscheinlich sitzt sie hinter dem Hügel und weint. Ich habe sie weggeschickt, um mit Ihnen zu gehen! Sie ahnen nicht, was ich heute Abend für Vorwürfe dafür bekommen werde. Sie ist unglaublich empfindlich. Und sie fühlt sich dann gleich zurückgesetzt, verschmäht ..."

„Ist das möglich! Sie sieht doch so natürlich und frisch und gesund aus."

„Das ist sie auch. Sie ist immer gesund und obenauf. Ihr ist das Leben ein Vergnügen. Sie hat eben nur einen Punkt, wo sie verwundbar ist: in der Freundschaft. Aber da verblutet sie sich auch fast an einem Mückenstich ..."

Fräulein Lilly schüttelte nur immer verwundert den Kopf.

„Ach, Sie sind noch so unerfahren, Sie werden noch so viel zu erleben haben," prophezeite Fräulein Reibnitz grämlich. „Ich habe mir es auch nicht träumen lassen, begehrt und anziehend für die Herren, wie ich war, daß ich einmal eine solche Freundschaft mit Dank annehmen und mich durch sie getragen fühlen würde. Das Leben ist ein ewiges Entsagen. Sie werden das auch schon noch kennen lernen ..."

Fräulein Lilly dachte, sie hätte überhaupt noch gar nichts Anderes kennen gelernt. Sie hätte es aber nicht über die Lippen bringen können.

Sie gingen durch den Wald, der still und reglos seine langen dünnen Föhren in die weißliche Luft streckte. Ihre Schritte versanken lautlos im weichen Moos. Ueber Lilly kam ein unsägliches Verlangen, sich ganz in das Moos zu werfen und auszustrecken und hinzudämmern, ohne was zu hören und zu sehen.

Sie schlug vor, sich zu setzen, ehe sie noch recht gedacht hatte, es zu thun.

Sie setzten sich. Aber daraus wurde kein Hinsinken und Wegdämmern. Fräulein Reibnitz saß steif und stramm, eine lange gerade Linie mit so wenig Wölbungen und Senkungen wie ein Lineal. Dieselbe gezwungene Haltung, derselbe unpersönliche, fast blöde Ausdruck im Gesicht, mit dem Lilly sie immer gekannt. Dabei floß sie aber über vor Mittheilsamkeit.

Sie kannten sich noch gar nicht lange, die beiden. Im Winter vorher hatte Lilly an den abendlichen Fortbildungskursen einer höheren Töchterschule eine Anzahl Vorträge über merkwürdige Frauen in der Geschichte gehalten. Die Vorsteherin machte diese Vortrags-

abende immer für Damen jeden Alters zugänglich und so war es gekommen, daß Lilly vor alten frömmelnden Paſtorinnen, jungen Bankierstöchtern, Schülerinnen der oberſten Klaſſe und einer ganzen Blumenleſe unbeſchäftigter anregungsbedürftiger Damen geſprochen hatte. Das war ihr alles gleich peinlich geweſen: der zuſammengewürfelte Zuhörerinnenkreis und das Sichhinſtellenmüſſen vor denſelben, die muſternden Blicke, das Getuſchel und Gekicher, und ſie hatte unwillkürlich nach einem Punkt geſucht, an den ſie ſich hängen, nach einer Einzelnen, mit der ſie in Berührung kommen könne. Da war ihr eines Tages auf der Straße Fräulein Reibnitz entgegengekommen, die ſie nur flüchtig von ein paar Geſellſchaften kannte, hatte ſie angehalten, ihr geſagt, daß ſie einige von ihren Vorträgen gehört, daß ſie aus ihnen eine verwandte Saite ihres eigenen Weſens klingen gefühlt, daß ſie nun immer wieder kommen werde, daß ſie ſich ſehne nach einem intimen feinfühligen Austauſch, daß ein ſolcher innerhalb ihres eigenen Geſchlechts ſo ſelten, ja unmöglich ſei, daß Lilly wenig Sympathie unter ihren Zuhörerinnen wegen ihrer freien Auffaſſung der Stellung des Weibes habe, ihre Sympathie aber hätte ſie in vollem Maaße und daß zwei

Menschen, die sich so nahe ständen, wie sie und Lilly, sich auch näher kennen lernen müßten.

Lilly hatte das alles mit nicht völlig gläubiger Verwunderung angehört. Diese Dame war in den Gesellschaften, wo sie sie getroffen, als ein Muster von Konventionalismus belächelt worden, und wenn ihre Zuhörerinnen so viel Anstoß an ihren Vorträgen nähmen, so wären sie eben nicht wiedergekommen. Sie fühlte etwas wie eine Absicht zu täuschen und zu stechen heraus, — aber was bedeutete das? Aus dem Ton, und noch mehr aus dem Blick, dem Händedruck von Fräulein Reibnitz redete ein wirkliches seelisches Schmachten, eine Verlassenheit, die nach Anschluß suchte, — und in Lilly brauchten diese Saiten nicht allzu stark angeschlagen zu werden, um überstark, fast krankhaft Resonanz zu geben. So sahen sie sich von Zeit zu Zeit, in kurzen Nachmittagsstunden, wenn Fräulein Reibnitz von der Krankenpflege frei war. Und sie tauschten beide das ewige Entbehren des Mädchengebliebenen Weibes mit einander aus.

Fräulein Reibnitz saß steif und gerade mit einem trüben, gezwungenen Lächeln.

„Sie lernen das alles auch noch kennen, liebe Lilly," sagte sie. „Naturen, wie Sie und ich, sind

prädeſtinirt, unverſtanden zu bleiben. Ich ſchien von Geburt an zu allem Glück beſtimmt —"

Lilly dachte: für ſie ſelbſt hätte das gewiß nicht ſo geſchienen.

„Ich ſtammte aus einer hochgeachteten Familie. Mein Vater war ein allgemein beliebter Arzt, meine Brüder hochbegabt, früh in hervorragenden Stellungen, meine Mutter war eine geborene Baroneſſe von Stätten, die ſich aus Liebe mit einem bürgerlichen Paſtorenſohn verheirathet hatte und ihn ihr Leben lang abgöttiſch liebte, wie er ſie — bis zu ſeinem plötzlichen Tode in der Choleraepidemie. Seitdem hat ſie ſich nie mehr erholt. Ich ſelbſt war früh erblüht und ich bin geliebt worden . . . von mehr als einem; und ich war unzerſplittert. Koketterie war mir zuwider, ich wollte mein ganzes Gut zuſammenhalten für den Einen. Und er kam, der Eine, früh — ich war zwanzig Jahre alt. Mein Vater eben geſtorben, meine Mutter gebrochen, ſtumpf gegen alles, meine Brüder junge Studenten. Auf mir lag alles, das Zuſammenhalten der ganzen Familie. Und das reifte mich früh. Er kam, jung, ſchön, eine große Karriere vor ſich — ich nenne Ihnen ſeinen Namen nicht, Sie würden ſonſt wiſſen, wer es iſt — und

bot ſich mir und meiner Mutter und meinen Brüdern als Stütze an. Meine Mutter war froh, mich verſorgt zu wiſſen; meine Brüder fühlten ſich durch die Verbindung geſchmeichelt. Ich ſagte Ja. Ich war noch ganz unerwacht als Weib. Es kam zur Verlobung, es wurde eine lange Verlobung. Während derſelben lernte ich ihn kennen. Er war eitel. Er wollte ſich in mir ſpiegeln. Er führte das große Wort in allen Angelegenheiten der Familie und war empört, wenn ich ihm widerſprach. Aber das war nicht das Schlimmſte. Das Schlimmſte waren ſeine Liebkoſungen. Er war verliebt in mich und zog mich immer in die dunklen Stuben und fiel mit Küſſen über mich her. Und — ich hatte ihn bewundert und geliebt aus der Entfernung; aber ſeine Nähe, ſeine dichte Nähe war mir unerträglich. Es war etwas in ſeiner Berührung, was ich empfand wie Nadelſtiche, wie Striche mit dem Reibeiſen. Es war etwas Kaltes, Widerwärtiges an ihm, gerade wenn er erregt war. Es wirkte wenigſtens ſo auf mich. Ich war ſehr religiös damals und unterdrückte alle perſönlichen Regungen in mir. Ich unterdrückte auch dieſen inneren Widerſtand. Er machte mir Vorwürfe, daß ich mich in mich verkröche, wenn er Hingebung und

Zärtlichkeit von mir erwarte. Ich unterdrückte auch das. Aber der innere Widerstand wuchs. Ich sah alle seine äußeren Fehler vergrößert. Er wurde mir abscheulich. Aber ich wollte meine übernommene Pflicht thun. Ich wußte nicht, worin die Verbindung zwischen Mann und Weib besteht" — sie lächelte verlegen — „vielleicht weiß ich es auch jetzt noch nicht, obgleich ich siebenfache Tante bin. Schließlich ging es doch nicht. Wir waren zwei Jahre verlobt. Ich hatte dreimal um Aufschub mit der Heirath gebeten. Das erste Mal entzückte es ihn — er erblickte darin einen besonderen Ausdruck von Keuschheit, das zweite Mal wurde er stutzig und gekränkt. Das dritte Mal wurde er wüthend und vergaß seine guten Formen. Da sagte ich ihm auf . . .

„Meine Brüder und meine Mutter fanden sich rasch darin. Es mußte doch jemand bei der kränkelnden Mutter bleiben. Sie war an Aufopferung gewöhnt. Mein Vater hatte sie auf Händen getragen. Meine Brüder hatten keine Lust, sich die Beschränkung aufzuerlegen, sie auf Händen zu tragen. Sie setzten mich dazu ein. Mutterchen und ich reisten ins Ausland. Wir lebten in der Schweiz, in Italien, in

Süddeutschland. Sie hatte schon damals ihren bösen Husten. Sie bedurfte sorgfältiger Pflege und beanspruchte sie auch. Ich mußte immer um sie sein. Sie litt unter Dienstleistungen von andern. Daß ich jung war, daß ich jetzt erst in meine volle Jugend eingetreten war, voller Wünsche und Verlangen und Drang nach dem Leben . . . daran dachte keiner mehr. Ich hatte eine Leidenschaft für Musik — aber Mutterchens Nerven konnten sie nicht ertragen; ich sehnte mich in die Zeitbewegung hinein, in der so viel Neues, Großes, Seltsames auftauchte; aber ich durfte solche Bücher nur heimlich lesen. Mutterchen konnte sie nicht vor Augen sehen, ohne sich aufzuregen . . ."

Sie hatte das alles ganz monoton hingesprochen, mit demselben gezwungenen, fast blöden Lächeln um den Mund, steif und gerade, als säße sie in einem Salon. Jetzt schwieg sie — weil ihre Gedanken weiterschweiften, oder weil sie den Faden verloren, oder weil sie zu viel gesagt zu haben glaubte — es war ihr nicht anzusehen, weswegen.

„Waren Sie nur das eine Mal verlobt — —?" ließ Lilly ihre inwendige Frage laut werden. Sie meinte damit eigentlich: hat keiner mehr um Sie

gefreit? aber sowohl ihre Erziehung wie ihr Zartgefühl gestatteten ihr nicht, das laut auszusprechen.

„O ja freilich," antwortete das Fräulein ganz richtig auf die gedachte und nicht auf die gesprochene Frage. „Er war Professor der Nationalökonomie. Ich war die Dritte, um die er in einem Jahre anhielt — —"

„Und Sie mochten ihn nicht?"

„Nun, wenn ich die Dritte war ... das thut man doch nicht ..."

Die beiden Mädchen blickten sich verständnißvoll in die Augen.

„Nein, das thut man doch nicht," bekräftigte Lilly.

„Und doch müssen Sie nicht glauben, ich hätte nie geliebt," fuhr Fräulein Reibnitz wie zu sich selbst sprechend fort. „Ich habe es auch kennen gelernt — — und ich glaube, er hat es auch verstanden ... obgleich nie ein Wort fiel. Er war damals schon ein gebrochener Mensch ... meine Brüder nannten ihn einen verbummelten Menschen ..." sie seufzte tief und auf ihren fahlen Wangen erschien eine tiefere Färbung, die doch noch nicht Röthe zu nennen war.

„Wer war er?“ Lilly fragte es mehr mit den Blicken, als mit den Lippen.

„Ein Vetter von mir, ein Neffe meiner Mutter. Er hatte mehrere Male in seinen Studien umgesattelt,— darauf war er Journalist geworden. Er erschoß sich schließlich — — wegen Schulden.“ Sie brach ab, aber nicht wie Jemand, der zu Ende ist. Sie schien innerlich weiter zu reden.

Die Sonne war hinter den Hügeln verschwunden, die Luft war kühl geworden, der Himmel leuchtete so unzugänglich blau, alle Dinge standen klar und bestimmt und selbstgenügsam im scharfen Nachmittagslicht. Lilly fröstelte es. Eine unbeschreibliche Niedergeschlagenheit kam über sie, war es durch den Temperaturwechsel, oder durch den Monolog, der neben ihr gehalten worden. Sie rührte sich. Sie hatte das Bedürfniß aufzustehen.

Das Fräulein saß und sah starr auf die mehr und mehr an den Stämmen herabgleitenden Lichter.

„Es wird Abend,“ sagte sie.

Dann wandte sie sich zu Lilly.

„Sehen Sie, so spreche ich zu keinem, als zu Ihnen. Das könnte mir nicht einfallen. Darum ist mir's so lieb, wenn Sie kommen. Ich weiß, daß

ich Ihnen etwas damit gebe. Sie sind noch nicht auf der Höhe Ihrer Entwicklung. Sie haben noch viel vor sich . . . Sie bedürfen noch viel Klärung, ehe die Ruhe kommt — die Goethesche Ruhe. Sie sind noch nicht Goethe-reif. In jenen Jahren, wo ich mit meiner Mutter reiste, da habe ich mich in Goethe versenkt, um mein Blut zu bändigen, — da hat mir Goethe die Richtschnur für's Leben gegeben."

Von Lilly begann der Alp zu weichen. Sie fand, daß das Fräulein anfing, konfus zu werden.

„Sie können sich nicht vorstellen, wie gedrückt und scheu und ausgeschlossen ich mich manchmal fühlte, wenn ich mich zu ihm flüchtete. Es war ein Abstand zwischen mir und den Menschen. Ich fühlte mich oft zum Sterben vereinsamt, so weltfremd, so nutz- und zwecklos und im Leeren schwebend. Sticken, Vorlesen, Pensionsunterhaltungen, Ausziehen, Anziehen, — das wirkliche Leben weit ab. Ich lebte von Surrogaten und war selbst nur für Mutterchen ein Surrogat anstatt des verstorbenen Vaters . . ."

Ein Pfiff' durchschnitt die Luft. In der Ferne hörte man das schwache Dröhnen des vorüberfahrenden Zuges.

Lilly ſprang auf.

„Gott, iſt es ſo ſpät!“ rief ſie mit faſt ängſtlicher Ueberraſchung. Sie wollte fort. Der Zug hatte die Erinnerung an ihre eigene Mutter, die wohl ſchon auf ſie wartete, in ihr erweckt. Und wie in einer ſekundenſchnellen Perſpektive ſah ſie das Leben von Fräulein Reibnitz vor ſich ... als ihr eigenes. Eine grenzenloſe Beklemmung, unter der die Kehle ihr austrocknete und das Herz ungleich und ausſetzend ſchlug, überfiel ſie. Sie war ja auch ſo eine einzige Tochter. Beſtändig von ihrer Mutter feſtgehalten, der ſie auch ſo ein Surrogat war — für den früh verſtorbenen Bruder, deſſen Verluſt Mama nie verwinden gekonnt. „Ich lebe nur für mein Kind,“ pflegte Mama gewöhnlich zu ſagen. Und: „Das iſt ein ſchlechtes Kind, das nicht für ſeine Mutter lebt!“

Sie nahm raſch Abſchied. Faſt laufend erreichte ſie die Station.

II.

Ein ſchwerer banger Druck lag auf ihr, als ſie am Stadtbahnhof ausſtieg. Der Himmel war gelbgrau und die Luft ſo unheimlich ſtill, ſo verhalten lautlos und dumpf drückend, wie vor dem Ausbruch eines Gewitters. Kein Raſſeln von Wagen, keine Fußgänger auf den Straßen, hie und da ein paar einſame Betrunkene, die im Selbſtgeſpräch vorwärts ſchwankten, und aus allen Höfen, Pforten, Goſſen, ein ſtickiger, fader, ungeſunder Geruch. Kein Grün, kein Wind, kein Wachsthumsduft, ... nichts als lange, todte, weißliche Häuſerreihen mit grellbunten Schildern ſoweit das Auge ſah. Und wie ſie an dieſen Häuſerreihen und unter dieſen Schildern hinſchritt, zuweilen von einem Hund aus einer Hausthür angebellt,

wurde ihr Gemüth immer mehr zu einem Spiegel dieſer Umgebung: grau, troſtlos, muthverlaſſen. Etwas in ihrem Innern ſträubte ſich und ſuchte nach etwas, um ſich anzuklammern, — nach und nach wurden ihre Schritte raſcher, ihr Gang federnder, es kam ein Leuchten in ihren Blick, ein verſtohlenes ſcheues Lächeln; ſie kehrte raſch um, ging eine kleine Strecke zurück und bog in eine breite leere Straße ein, die ganz ebenſo ausſah, wie die, welche ſie paſſirt hatte.

Unter dem breiten Strohhut hoben ihre Augen ſich ſchüchtern und ſuchend nach den oberen Stockwerken, flogen raſch über ſie hin und blieben an zwei Dachfenſtern im vierten Stock eines ziemlich entfernten Hauſes hängen. Und je näher ſie dieſem Hauſe kam, deſto ausdrucksvoller hafteten ihre Blicke an den zwei leeren Vierecken; es war ein Blick wie der Gläubige die wunderthätige Madonna betrachtet, ein zärtlicher, ſehnſüchtiger, ergebener Blick, der nur dann und wann abſchweifte und ängſtlich umherſtreifte, ob Niemand auf der Straße ihn gewahrte. Aber die Straße blieb ſich immer gleich in ihrer Sonntagsleere mit den ſchwarzen eiſernen Fallſchirmen vor den Ladenfenſtern.

O wie war es ſchwer nach einer Sommerraſt

zwiſchen Wald und See in die heimathliche Stadt zurückzukehren!

Als Fräulein Lilly gegenüber der Eingangsthür des Hauſes war, deſſen Dachfenſter ſie ſo ausdauernd und andächtig betrachtet hatte, ſtieg ein brennendes, ziehendes Verlangen in ihr auf, da hinein zu gehen. Nur dies einzige Mal da hinein zu gehen und die Treppen hinauf, eine nach der andern, bis ſie oben war und unter den ſchrägen Wänden ſtand im vierten Stock.

Sie blickte noch einmal um ſich und verſtohlen zurück — kein Menſch, weder an den Fenſtern, noch auf dem Bürgerſteig! Und mit geſchwinden Schritten, die gleichſam den Boden ſo wenig wie möglich berührten, kreuzte ſie über die Straße.

Die Hausthür ſtand mit dem einen Flügel offen, — ein langer, graugetünchter, halbfinſterer Gang, aus dem eine modrige Feuchte herauswehte; ganz am Ende die breite hölzerne Treppe mit den abgetretenen Stufen und dem plumpgeſchnitzten gelbgebeizten Geländer . . .

Aber Fräulein Lilly ging vorbei ohne einzutreten, nur etwas müder im Rücken und mit Füßen, die einander im Wege zu ſein ſchienen. . . . .

Ehe sie jedoch die nächste Querstraße erreicht hatte, fühlte sie einen plötzlichen heftigen Schlag in der Brust und darauf ein dumpfes ungleiches Hämmern im Herzen. Vor die Augen trat es ihr warm und blendend und feucht, so daß sie die nächste Umgebung nicht mehr unterscheiden konnte, aber es sah aus als ob alle Häuser sich langsam bewegten und lautlos um sie in die Runde zögen. Zugleich hatte sie ein Gefühl, als müsse sie in den nächsten Augenblicken fallen und alle Kräfte aufbieten sich aufrecht zu halten, denn sie fühlte keinen Boden mehr unter den Füßen, sondern etwas Weiches, Schwankendes, als ginge sie auf Baumwollenballen, oder auf Wolken, und sinke ein, so daß sie die Knie immer höher und höher an's Kinn heraufziehen müsse, um sich heraus zu arbeiten. Und was das Schlimmste war: in der tiefen Stille hörte sie selbst, wie überlaut ihre Absätze auf dem Steinpflaster klapperten, obgleich sie gar kein Steinpflaster unter sich fühlte, — so herausfordernd laut klapperten sie, daß man es wer weiß wie weit hören mußte.

Und Er, der es hören konnte und gewiß schon längst gehört haben mußte, er kam immer näher und näher.... Er und sie kamen sich immer näher

und näher.... Und sie gingen beide auf derselben Seite der Straße. Wie ihr das einfiel, that ihr Herz plötzlich einen großen Freudenschlag.

Es war ein mittelgroßer, breitschultriger, ziemlich schwerer Mann, der auch nicht gerade mit sehr sicheren Schritten Fräulein Lilly auf der menschenverlassenen Straße entgegenkam. Sein großes Gesicht mit der starken Nase, den starken Lippen, den vollen braunrothen Wangen unter dem kurzgeschorenen braunen Vollbart sah erhitzt aus, wie das kleine schmale Gesicht Lilly's, und seine guten blaugrauen Augen blickten nicht ohne Verlegenheit seitwärts.

Und unterdessen kamen sie sich beide immer näher ...

Jetzt waren sie beieinander, — Fräulein Lilly fühlte es wie einen Starrkrampf im Genick in der Erwartung und Furcht seines Grußes; und zur selben Zeit führte seine rechte Hand ein paar unbestimmte kurze Bewegungen aus, ehe sie an den Hutrand gelangte.

Fräulein Lilly's Augenlider wollten sich absolut nicht aufschlagen lassen, — unterdessen ruhten die guten graublauen Augen des Mannes mit einem zärtlichen

Leuchten auf ihr und wurden dabei ganz perlmutterhell.

„Guten Abend, Fräulein Mayland," sagte er mit einer vollen, tiefen, etwas belegten Stimme.

„Guten Abend, Doctor Unterholzer," — ihre Stimme klang ihr selber so unnatürlich hoch und hell. Beider Blicke ruhten eine Secunde in einander und glitten ab.

Und Fräulein Lilly hörte seine Schritte hinter sich verklingen.

Sie wußte, ohne daß sie sich umsah, in welchem Augenblicke er in der Hausthür verschwinden würde, in die sie so gern hineingegangen wäre. Dann würde er die eine Treppe hinaufsteigen, und die zweite, und die dritte, und die vierte; und unter den schrägen Wänden würde er eine der dort befindlichen Thüren aufschließen und bei sich zu Hause sein in seiner Junggesellenwohnung. Dort würde den Hut ablegen und den Rock abziehen und in Hemdärmeln fünf Minuten lang schwedische Gymnastik machen und sich dann an das Fenster vor seinen Schreibtisch setzen, und mit Hilfe unzähliger Zettelchen an seinem Band der „Monumenta Germania" weiterschreiben, für den es schon

seit zwei Jahren die höchste Zeit war zu erscheinen . . .

. . . Falls nicht von seiner verwittweten Schwester ein Jammerbrief angekommen und zu beantworten war, — oder sein jüngster Bruder an der Universität für sein zehntes Semester umgehend einen Extrazuschuß verlangte, ... oder seine abgearbeitete alte Mutter einen von ihren Schwächeanfällen bekommen hatte . . .

Fräulein Lilly war gleichmäßig weiter geschritten, während sie dies dachte, aber mit einem schweren Gang, der ihrem leichten schlanken Körper fremd anstand. Sie konnte nicht anders, als so schwer gehen, denn es war ganz schwarz um sie herum, wie in der Nacht, oder in der Ohnmacht.

Fünf, sechs Monate lang hatte sie ihn nicht gesehen, — und jetzt waren sie aneinander vorübergegangen wie Fremde!

Seitdem Redakteur Bernhold an eine andere Zeitung versetzt worden war, hatten sie sich nicht mehr getroffen, — denn wo sollten sie sich treffen, da das Bernhold'sche Haus das einzige gemeinsam bekannte war . . . und Frau Bernhold hatte ihr

beim Abſchied geſagt: „Ich ſehe Ihnen etwas an, Lillychen, — aber machen Sie ſich keine Hoffnungen!“

Etwas in Lilly krümmte ſich und zog ſich zuſammen: hätte ſie nur das Wort nicht geſagt, — das giftige, ſchadenfroh-mitleidige Wort ... und wer weiß, was ſie ihm von ihr geſagt hatte ...

Das nächſte Mal, wenn er ihr begegnete, würde er ſie wahrſcheinlich nicht einmal mehr grüßen.

Der Rücken ſchmerzte ſie und ſie fühlte es wie Blei in den Füßen. Ach, nur daheim ſein, und zu Bette gehen, und wegſchlafen von allem, allem, — in einem dumpfen todten Schlaf, wie man Sommers in der Stadt ſchläft.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Fräulein Lilly, ſtill durch die Küche kommend, — denn Mama liebte es nicht, daß man ſeinen Staub auf ihre ſpiegelblanke Entrée- und gute-Stube-Diele trug — in's Speiſezimmer trat, ſaßen Papa und Mama unter der bereits angezündeten Hängelampe und aßen kalten Aufſchnitt, Papa zum Flaſchenbier, Mama zum Thee. Lilly küßte beiden die Hand zum guten Abend.

„Du kommſt ja recht ſpät,“ ſagte Mama und ſah ſie ſcharf an.

Lilly kehrte raſch den Kopf weg und machte ſich was am Buffet zu ſchaffen. Sie hatte die letzte Strecke Wegs ihre Thränen nicht bezwingen können und auf offener Straße geweint.

„Komm' und iß," ſagte Papa. „Bei Deinen geiſtreichen Bekanntſchaften giebt's doch nichts für den Magen."

Lilly ſetzte ſich mit an den Tiſch. Mama betrachtete ſie mit einem ſpöttiſch-intereſſirten Lächeln:

„Warum haſt Du denn geweint?" fragte ſie falſch freundlich.

„Ich habe nicht geweint," erwiderte Lilly bös.

„Du biſt wohl Deinem lieben Doctor Unterholzer heute begegnet?" fuhr Mama anzüglich fort. „Papa hat ihn auch geſprochen. Er iſt wieder hier von ſeiner Archivreiſe. Wahrſcheinlich werden wir nun alle Tage wieder das Vergnügen haben, Dich in Thränen ſchwimmen zu ſehen. Du ſollteſt Dich ſchämen! Der Menſch denkt gar nicht an Dich. Hätte er Dich haben wollen, hätte er's ſchon längſt merken laſſen, als ihr noch bei Bernhold's alle Tage zuſammen kamt."

Papa goß den Reſt aus der Flaſche in's Glas, trank und ſetzte das Glas hart auf den Tiſch.

„Haben wollen, haben wollen!" ſagte er brummig,

zog den Zahnstocher aus der Westentasche und stocherte sich in den Zähnen. „Dumme Redensarten ... dem Mädchen das Herz noch schwerer zu machen. Er hat seine Mutter, einen Lümmel von Bruder und die Wittwe mit drei Kindern auf dem Halse, ... da kann keine Rede sein von „Habenwollen"! 's Mädchen hat ihm ja nichts mitzubringen, ehe wir todt sind. Und darauf können sie doch beide nicht warten."

Mama sah Papa überlegen von der Seite an: „Ja vertheidige ihn nur," — sie fing an die Teller nicht eben lautlos zusammen zu räumen. „Euch Mannsleuten fehlt's nie an Ausreden, wenn Ihr nicht anbeißen wollt. Wenn Einer sich wirklich was aus einem Mädchen macht, so finden sich auch die Mittel zum Heirathen."

„Ereifere Dich nicht, Alte," lenkte Papa versöhnlich ein. „Du hast Dich doch nicht zu beklagen gehabt."

„Ach, geh!" Mama schob die Hand, mit der er einen Versuch machte, sie unter's Kinn zu fassen, spröde zurück. „Wird das Fräulein bald zu tafeln belieben?" wandte sie sich an Lilly.

„Ich kann nicht," das junge Mädchen stand auf und kehrte den Eltern, die sie beide aufmerksam

betrachteten, den Rücken. „Ich bin nicht hungrig.“ Sie fühlte die Thränen in sich aufschwellen wie eine heiße Fluth und ging, ohne erst nach einem Vorwand zu suchen, rasch aus dem Zimmer.

In ihrer kleinen Kammer setzte sie sich an das alte schmale Schreibtischchen, an dem sie als Kind ihre Schularbeiten gemacht hatte und jetzt Woche aus Woche ein, unlustig und widerstrebend, ihre Vorträge zu den Fortbildungscursen für junge Mädchen entwarf, legte den Kopf auf die Arme und weinte, — weinte bis draußen die Laternen angezündet wurden und der ganze Kopf ihr hämmerte von einem dumpfen drückenden Schmerz, weinte in hilfloser Angst vor dem Ausblick in ihre leere, graue Zukunft.

Und als ihre Thränen vor Ermattung versiegt waren, saß sie noch lange, den Blick starr auf die runden gelben Lichtflecke geheftet, die sich wie eine aufgereihte Schnur blanker Perlen in der Ferne weitweg verloren, und horchte auf eine Stimme, die inwendig in ihr mechanisch und monoton wiederholte: „Todtes Leben, todtes Leben.“

Junge Mädchen.

In Frau Doctor v. Hilprandts großem ziemlich ſchwach möblirtem Salon ſtanden die hohen Fenſter weit offen. Durch die herabgelaſſenen, weiß und roth geſtreiften Marquiſen fiel die Sonne heiß und gelbfleckig, als ſchiene ſie auf Laub. Und mit der Sonne zugleich drang ein zum Huſten reizender feiner Staub und ein murmelndes, rollendes Geräuſch von der Straße in die Stube. Aber dies Geräuſch konnte ſich nur wenig bemerklich machen, denn es wurde übertäubt von einem viel ſchärferen, intenſiveren Geräuſch, das in der Stube ſelbſt vollführt wurde und aus den Kehlen von einem Dutzend Damen kam, die alle um den großen Tiſch vor dem altmodiſchen Sopha herumſaßen, aus ganz kleinen Täßchen reinen

— aber dünnen Kaffee tranken, ganz kleine goldbraune „Golding'sche Kringelchen" dazu knabberten, und sich unterhielten.

Bei Frau Dr. v. Hilprandt wurde der Geburtstag ihrer ältesten Tochter Malwine gefeiert, darum gab es Damengesellschaft, obgleich heute Pfingsttag war. Und am Pfingsttag ist man sonst obligatorisch verpflichtet nicht zu Hause zu sein.

Ueber dem Sopha schaute das sehr geleckte Oelbild des verewigten Doctors Baron v. Hilprandt fahl und zugeknöpft auf die feminine Versammlung herab. Baron Dr. v. Hilprandt war Frauenarzt gewesen und sah herab mit Blicken, als sei er schon bei Lebzeiten des ewig Weiblichen unendlich überdrüssig geworden.

Unter ihm, auf dem Sopha, als Mittelpunkt und Ehrengast, saß Fräulein von Berg, eine starkknochige Dame in den Vierzigern mit einer schiefgerückten Schmelzenhaube auf dem Kopf. Die Schmelzenhaube gehörte seit zwanzig Jahren zu ihrem Kopf und saß seit ebenso langer Zeit schief auf demselben. Dr. v. Hilprandt pflegte das bei Lebzeiten so zu erklären, daß ihr Schädel sich beim Ansetzen neuer Zellen, zu dem ihr Eifer für geistige Interessen ihn nöthigte, ungleich

entwickelt habe, so daß das cerebrale Plus sich in Erhöhungen, das affective Minus in Vertiefungen ausprägte, weshalb die Schmelzenhaube beim Mangel eines ausgleichend starken Haarwuchses sich nur durch Balanciren auf der Wölbung ihres Hirnkastens erhalten konnte.

Fräulein von Berg lächelte eben mit gutsitzenden falschen Zähnen, wobei ein paar hübsche, selbstgefällige Grübchen links und rechts von ihrem Mund sichtbar wurden und äußerte:

„Ich habe mir mein ganzes Leben lang eins über Alles gewünscht, — mich mit einem Juden zu verheirathen."

„Aber Tante Nettchen!" rief Fräulein Malwine, die neben ihr saß, in beklommenem Erstaunen.

„Liebe Malwine," erwiderte Tante Nettchen langsam und nachdrücklich, — „es ist ja nicht geschehen. Und seitdem ich meinen Pastor kennen gelernt habe, ist mein Leben in religiös sittlicher Beziehung so reich gesegnet worden, daß ich auch nicht mehr hätte tauschen wollen. Aber ich rechne es mir zur Ehre an, daß es einmal mein höchster Wunsch gewesen, einem Juden zum Altar zu folgen. Denn keinem Volk ist mehr Unrecht, und unverschuldeteres Unrecht

geſchehen, als den Juden. Und es gehört zu den ſchönſten Aufgaben von uns liberalen Frauen, dies hiſtoriſche Unrecht wieder gut zu machen — —"

Studioſus Chriſtian v. Hilprandt, der hinter dem Stuhl ſeiner Mutter geſtanden und Tante Nettchen bewundernd oder ſtupid — es war nicht recht zu unterſcheiden — durch ſeinen Kneifer angeglotzt hatte, bekam einen plötzlichen Krampfhuſten, der unter ſeinen energiſchen Beſtrebungen ihn zu bezwingen, ſein großes, fleiſchiges, narbiges Geſicht in allen Regenbogenfarben ſpielen ließ.

Tante Nettchen beachtete dieſe Kataſtrophe nicht im Geringſten, ſondern fuhr, zu den jungen Mädchen gewandt, mit klarer und durchdringender Stimme fort:

„Die jetzige Jugend muß ſich aufraffen, um wieder derſelben Idealität fähig zu werden, wie wir zu unſerer Zeit. Der erzieheriſche Einfluß z. B. der durch ſolche Ehen ausgeübt würde, — ja ich kann geradezu ſagen: der veredelnde Einfluß des deutſchen Weibes auf den Ju —"

Neben Tante Nettchen ſaß auf dem Sopha eine kleine, kurzleibige Dame mit großen, vorſtehenden, dreiſtblickenden Augen. Obgleich ſie ſehr klein und Tante Nettchen recht lang war, gelang es ihr doch, zu

derselben mit Herablassung aufzusehen, wobei sie ihre ziemlich dicken Lippen geringschätzig lächelnd in einem Halbbogen um die Nase emporzog:

„Mein liebes Fräulein von Berg," sagte sie belehrend, „über Heirathen können nur die sprechen, die es erfahren haben."

Es trat ein peinliches Schweigen um den Tisch ein. Alle Damen vertieften sich in den Inhalt ihrer Kaffeetassen und vermieden es einander anzusehen. Aus der Ecke, wohin der Studiosus sich zum Aushusten zurückgezogen hatte, ließ sich ein: Oho! vernehmen, das aber mehr wie ein Grunzen klang. Seine Mutter, Frau Dr. von Hilprandt räusperte sich nervös.

„Meine liebe Frau Bankdirector Goldstein," fing sie an, — sie wollte andeuten, daß Fräulein von Berg als Standesperson wie als Character gleich hoch über allen anzüglichen Reden steht, es fielen ihr aber im Schlichten zwischen den beiden Gewalten die rechten Worte nicht ein.

Aber Tante Nettchen half sich selbst.

„Sie sind immer noch manchmal etwas . . . massiv, liebe Frau von Goldstein," sagte sie nachsichtig lächelnd. „Formen sind ja etwas, was man sich nicht geben kann . . ."

„Was meinen Sie eigentlich mit Juden?“ übertönte sie Frau von Goldstein mit durchdringender Stimme. „Eine so intelligente Dame sollte wissen, daß es längst wissenschaftlich bewiesen ist, daß es keine Juden giebt. Es sind Mischungen aus romanischen und afrikanischen Stämmen, die in Provinzstädten allerdings durch ihren fremden Typus auffallen, aber auf der Weltbühne — —“

Die Thür ging auf und ein mittelalterlicher Herr von ziemlicher Korpulenz trat ein; er begrüßte sich umständlich mit den Damen. Frau Director Goldstein hatte sofort das Interesse für ihr Thema verloren, legte dagegen ein großes und unverholenes Interesse an den Tag, den Herrn auf den, ihrem Platz zunächststehenden Stuhl unterzubringen.

Ein blasses, junges Mädchen, das am Fenster stand und mit einem fast gepeinigten Ausdruck, als thäten die schrillen Stimmen ihr weh, hinaus in die Luft geblickt hatte, sah dem Eintretenden mit ein paar aufleuchtenden Augen entgegen. Aber der Blick erlosch und der Ausdruck ihres Gesichts wurde müde und todt, als sie sah, daß er bei dem ihm hingeschobenen Stuhl Halt machte. Mit einer Geberde, die fast

Ekel war, wandte sie sich ganz dem Fenster zu, stützte sich auf und blickte hinaus.

„Wie Nanni Gießler heute wieder schlecht aussieht," sagte die jüngste Tochter des Hauses vor dem mit Blumen und Geschenken geputzten Geburtstagstisch zu einer neben ihr Stehenden, die in einem Album mit Schauspielerportraits gleichgültig blätterte.

Und da die Angeredete nicht antwortete, stieß sie sie an:

„Fräulein Lilly, sehen Sie doch Nanni Gießler an."

Fräulein Lilly sah auf: „Sie grämt sich," sagte sie kurz.

Die jüngste Tochter des Hauses platzte fast aus, steckte schnell einen Zipfel ihres Batisttuches in den Mund und biß darauf, bis sie sich gefaßt hatte.

„Was fehlt Ihnen," fragte Fräulein Lilly mit mißtrauischem Blick.

„Ach, nichts" — die Jüngste sah sie ganz harmlos und ehrlich an. „Sie können nur manchmal so komisch antworten, Fräulein Lilly. Worüber soll sich denn Nanni Gießler grämen? Sie ist doch noch nicht so alt, wie Sie. Grämen Sie sich denn, Fräulein Lilly?"

„Kröte!“ Fräulein Lilly half sich, indem sie die Jüngste beim Ohrzipfel faßte.

„Nicht kneifen,“ schrie diese. „Sonst hab' ich ein rothes Ohr heut Abend auf dem Studentenball. Und dann bildet sich der Erhard ein, ich sei in ihn verliebt.“

„So?“

„Ja, der sieht's den Mädchen immer an den Ohren an, ob sie verliebt sind.“

„Das ist eine Idee! wie macht er denn das?“

„Nun — er sagt eben: wenn eine verschossen ist, kriegt sie gleich heiße Ohren.“

Vom Fenster klang ein ganz deutlicher tiefer Seufzer hinüber, — zugleich glitt Nanni Gießler schwer und schlaff in einen Stuhl.

„Wie sie sich beträgt!“ sagte die Jüngste verächtlich. „Sie hat sich doch gar nicht zu beklagen. Auf allen Bällen reißt man sich noch um sie. Und in Italien war sie auch sechs Wochen lang. So gut hat's doch nicht Jede . . . Aber glauben Sie, daß es wahr ist, Fräulein Lilly,“ fügte sie angelegentlich hinzu, . . . „daß noch nicht ein einziges Mal um sie angehalten worden ist? Ich verstehe das nicht, — so wie sie betanzt wird! Aber ihre Mutter

hat es selbst neulich an Mama im Vertrauen gesagt. Ganz bestimmt!"

„Da haben Sie wohl hinter der Thür gehorcht?" fragte Lilly mit einem überlegenen Blick.

Die Jüngste warf den Kopf auf:

„Hatt' ich gar nicht nöthig. Als Malwine neulich wieder zu Bett lag, — Sie wissen schon —" sie glitt leicht als über etwas Selbstverständliches über die Andeutung hin, — „da erzählte es ihr Mama um sie zu trösten, weil Malwine dann immer so niedergedrückt ist."

Die Jüngste wurde weggerufen. Der mittelalterliche Herr wünschte sie singen zu hören.

Frau von Goldstein protestirte und behauptete ihre Stimme sei noch „zu unentwickelt". Aber der alte Cavalier hatte schon den Deckel des Flügels aufgeschlagen und näherte sich Nanni Gießler.

„Ich brauche wohl nicht erst zu bitten, „ältere Schwester," sagte er.

Ueber das blasse schmale Gesichtchen Nanni Gießlers zog ein zögerndes kränkliches Erröthen. Es sah aus, als fiele es dem wenigen Blut in ihrem Körper schwer, so hoch zu steigen. Nur auf ihrem Halse und hinter den Ohren bildeten sich rothe

Flecken, während sie an's Klavier ging, sich setzte, die vielen dünnen Goldreifen von den mageren Armen streifte und die dünnen langen Finger aneinander rieb.

Die Jüngste, — acht Jahre jünger als sie und frisch wie ein Pfirsich — stand schon bereit, lachend mit starken weißen Zähnen, halb Backfisch, halb schon Weib.

Es war ein dänisches Liedchen, das sie beide — nach dem Text zwei Schwestern — zusammen sangen. Erst die Jüngere, die leichtsinnig und glücklich ihre Liebe schildert.

Darauf die Aeltere, wehmüthig und in der tieferen Stimme:

Mein liebes, kleines Schwesterl,
Zum ersten Male liebst Du jetzt —

Der Gesang klang getragen und resignirt mit einem trüben, kranken Zauber hinaus; dem alten Herrn, der ein weiches Gemüth besaß, wurden die Augen ganz feucht.

„Wie Sie das ausdrucksvoll zu singen wissen, Fräulein Gießler," sagte er, als das Duett zu Ende war und er sich bedankte. „Sie haben eine ganz

eigene Art zu ſingen, — wirklich, eine ſehr eigene Art."

Die Belobte blickte ſtumm und ſcheu zu Boden.

Aber Fräulein Lilly ſah ihm ſpöttiſch und verächtlich gerade in's Geſicht, — er wurde ganz peinlich berührt von dieſem Blick.

„Sie ſind ein ſeltener Kenner, Herr Juſtizrath," — es klang höhniſch. Sie drehte ſich auf dem Abſatz um.

„Was die Mayland für Manieren hat," ſagte Frau von Goldſtein zuckerſüß. Sie hielt den Stuhl ſchon wieder parat.

Der Herr Juſtizrath ſetzte ſich mit einer Verbeugung.

„Ja, die jungen Mädchen haben jetzt ... ich möchte ſagen — — oft gewiſſermaßen etwas Unweibliches ..."

„Sie ſind kein Mann Ihrer Zeit, Juſtizrath" — fiel Tante Nettchen ſcharf und trocken ein. „An der Lilly Mayland iſt wirklich ſehr viel Gutes, — die würde einmal auf ihren Mann den rechten erzieheriſchen Einfluß ausüben können — —"

„Wenn überhaupt noch einer anbeißt," bemerkte Frau von Goldſtein wegwerfend. — Studioſus Hilprandt war wieder zum Vorſchein gekommen und beſchäftigte

ſich damit, Golding'ſche Kringel auf der Plüſchdecke des Sophatiſches zu zerkrümeln, wofür ſeine Mama ihm unausgeſetzt ſtrafende, aber unbeachtet bleibende Blicke zuwarf.

„Nu, ein israelitiſcher Herr von einnehmendem Aeußern, wie es in den Heirathsannoncen heißt, würde ſich vielleicht mit Vergnügen von ihr in die Schule nehmen laſſen," bemerkte er ernſthaft.

— — — — — — — — — — — —

Es entſtand eine kleine Unruhe im Zimmer: „Sie hat ſo heftiges Kopfweh," hörte man eine Frauenſtimme ſagen, „es geht gleich über."

Die Jüngſte rannte nach einem Glaſe Waſſer, Tante Nettchen reichte ihr Eau de Cologne-Fläſchchen, Frau von Goldſtein bot ihre Equipage an — —

Nanni Gießler, die den Anſtoß zu allem gegeben, ſaß müde und ſchlaff auf ihrem Stuhl am Fenſter, den Kopf, der ſich unruhig hin- und herſchob, an den Fenſterrahmen gelehnt.

„Es geht ſchon über," ſagte ſie mit blaſſem Lächeln.

Nachdem man ihr angeboten hatte, was jedem an Medikamenten einfiel, überließ man ſie ſich ſelbſt und der ſtaubigen „friſchen Luft", die ſie am Fenſter einathmete.

Die älteste Tochter des Hauses war aufgestanden und ging zu ihr. Sie faßte ihre beiden Hände und sah sie an, — es war ein matter, hilfloser Blick, und sie ließ die andere gleich wieder los, als wären ihr deren Hände zu schwer.

In der Thür zum Speisezimmer standen die Mütter der beiden jungen Mädchen und machten sich eifrige Confidenzen.

„Meine Malwine ist ebenso," sagte die kleine bewegliche Frau von Hilprandt.

„Ach, Nanni war ja ein so gesundes Kind," versicherte die schlanke, feine, verwittwete Frau Hofprediger Gießler. „Ich verstehe es nicht, — sie ist doch erst fünfundzwanzig Jahre alt, ... dann ist doch noch ein Mädchen in seiner vollen Blüthe. Ich war in dem Alter schon verheirathet und mein Aeltester schon geboren, — — aber das ist zu früh, das ist viel zu früh ... man hat dann gar keine Jugend —! Und nun diese Schwächeanfälle, vollständige Schwächezustände ... sie liegt nur ganz still, will nichts essen, nichts hören, an nichts theilnehmen. Ich begreife es nicht! Wenn ich sie nur aus ihrer Gleichgültigkeit aufrütteln könnte ..."

„Ei ... Ei mit Bouillon, Kraftbouillon," rieth

Frau v. Hilprandt mit Ueberzeugung. „Das ist das Beste. Das giebt Blut. Ach, Sie können sich nicht denken, was ich für meine Töchter zu sorgen habe," fuhr sie zungenfertig fort. „Um Zehn eine heiße Milch mit Cognac und Ei ... um Elf eine Extractsuppe ... um Eins Beefsteak à la tartare! In jeder Zwischenstunde ... die Schule hat sich ja jetzt so erweitert und sie überanstrengen sich ja vor Pflichttreue ... in jeder Zwischenstunde stehe ich schon parat mit was Nahrhaftem ... und nur so bitten und betteln muß man, bis sie etwas zu sich nehmen. Ach Gott, Lehrerin sein, das ist kein Spaß! Aber Ihre Nanni, die das doch nicht nöthig hat ... ich begreife die jetzigen jungen Mädchen nicht ... die jungen Leute sind nun wieder das Gegentheil. Sehen Sie nur den Christian an. Der schwillt ja förmlich aus!"

„Ja er wird unerhört dick für seine Jugend!"

„Nun, — er versagt sich auch nichts!" Frau von Hilprandt seufzte.

— — — — — — — — — — — — —

Neben Nanni Gießler stand Lilly Mayland am Fenster. Die beiden Mädchen sahen sich mit einem sonderbar verständnißvollen Blick in die Augen.

„Ich würde Jeden nehmen, Jeden, unbedingt,

der mich versorgen könnte ... und wenn es ein Sechsziger wäre," sagte Nanni Gießler mit flüsternder eigenwilliger Stimme. „Wissen Sie, manchmal wünsche ich mir recht einen alten Mann ... ich weiß nicht warum? Ich glaube, es wäre so schön, so ruhig. Aber es sind so sehr viel mehr Mädchen als Männer in der Welt ..."

„Nun, das macht doch nichts ..."

„Macht das nichts? es ist doch statistisch nachgewiesen!"

„Ich mache mir soviel aus der Statistik!" Fräulein Lilly blies durch die Finger.

„Nein so kann ich nicht sein," — erwiderte Fräulein Nanni gereizt. „Ich glaube an die Autorität der Wissenschaft. Das Leben ist schon dumm und elend genug — wenn man es nicht einmal begreifen können soll ..! Wissen Sie," fügte sie plötzlich geheimnißvoll hinzu ... „wenn die Goldstein nicht wär, dann könnte ich Frau Justizräthin sein ..."

„Und das würde Sie glücklich machen?" Es glitt etwas wie ein Schauer über Lilly's Haut bei der Frage.

Die Andere antwortete nicht, — aber sie sah

mit einem Blick zu Lilly auf, vor dem dieſe die Augen niederſchlug.

„Malwine geht es ja ebenſo," fuhr Fräulein Nanni nach einer Weile ſich ſelbſt tröſtend fort. „Da hat ihr Docent ſie umſchwänzelt und umſchwänzelt . . . und jetzt hat er ſich mit der Schweſter von der Goldſtein verlobt. Gott, was ſoll man ſagen? Er hatte nichts, ſie hatte nichts."

„Das iſt erbärmlich," fuhr Fräulein Lilly ſo heftig auf, daß das kranke Mädchen zuſammenſchreckte. „Immer heißt es nur: hat er was? oder hat ſie was? Ich würde in einer Dachſtube glücklich ſein und keine Millionärsehe beneiden . . ."

„Ja, Sie," Fräulein Nanni lächelte blaß und geringſchätzig. „Sie kommen uns auch allen ganz fremd vor. Glauben Sie, daß die Männer ſich darauf einlaſſen möchten? . . . ſo wenig wie wir . . ! ſonſt hätte ja auch Ihr Doctor Unterholzer um Sie angehalten, . . . aber der fürchtete ſich, — ja, das hat er ganz einfach an Großpapa geſagt; er fürchtete ſich „vor Ihrer Exaltation". Der hat ſich garnicht getraut, eine andere zu nehmen, als die ihm von ſeinem ganzen Kreis ausgeſucht wurde. — Na, nun iſt ſie ja Wittwe."

„Wittwe??“ Lilly's Lippen formten das Wort ohne Klang.

„Nun ja. Großpapa bekam neulich seine Todesanzeige. Wissen Sie denn das nicht? Er ist ja in Rom am Typhus gestorben — Ihr Dr. Unterholzer.“

In Lilly ging etwas Merkwürdiges vor, das sie nicht begriff. Sie hörte die Worte und sie faßte den Sinn, — aber sie fühlte nichts dabei. Eine starre kalte Verwunderung war in ihr, — sonst nichts. Das Bild wollte nicht lebendig werden, — die Erinnerung wollte nicht emporsteigen, ... früher hatte sie tagelang davon gelebt, im Vorübergehen die Fenster zu betrachten, hinter denen er wohnte; jetzt empfand sie nichts weiter, als hätte Jemand gesagt: Bankdirector Goldstein ist eben gestorben ...

Sie setzte sich. Etwas in ihr fragte: warum setze ich mich? und wollte wieder herauf. Aber sie konnte nicht. Eine Schwere war in ihr, — eine leere Schwere. Und mit jeder Minute wurde die Schwere schwerer und leerer. Sie sah die Menschen nicht mehr um sich herum, — sie hörte ihre Stimmen nicht mehr, — auch Nannis blasses Gesicht verschwand wie in einer weiten Entfernung. Sie war ganz allein

in einer ſchweren leeren Oede, ohne Licht, ohne Klang, ohne Wärme, ſogar ohne Schauer . . .

— — — — — — — — — — — — — —

„Hören Sie doch, da ſingen die Studenten!“

Fräulein Nanni hatte ihre Hand ergriffen und zog ſie, ſich hinauslehnend, an's Fenſter. Draußen am breiten Ufer des breiten Fluſſes rollten Wagen auf Wagen, mit Grün umwunden, mit ganzen kleinen Birkenbäumen rechts und links vom Bock geſchmückt. Eine bunte Menſchenmenge wogte an den Obſt- und Blumentiſchen, die den Bürgerſteig einfaßten, dahin. Ueber Wagen und Menſchen breitete ſich eine dichte, halb undurchſichtige Staubwolke. Die Wagen fuhren, die Toiletten leuchteten, die Menſchen drängten ſich, aber es ſah alles aus wie eine pflichtmäßige Geſchäftigkeit ohne Freude. Vom Fluß her klang ein Studentenquartett, es klang abgeriſſen, zerflatternd, wie vom Wind zerriſſen. Zwiſchen den vielen kleinen, durcheinanderwimmelnden Dampfböten glitt ein langes, breites Boot, ganz in Grün gehüllt, dahin. Es war das Boot der Studenten. Um daſſelbe drängten ſich unzählige kleine Boote voll bunter Sonnenſchirme. Ueber dem jenſeitigen zackigen Rand des Fichtenwaldes hing die untergehende Sonne groß und rund und

blutigroth, ſcharfumriſſen von grauem heißem Dunſt. Kein Strahl ging von ihr aus. Sie 'hing da wie ein bösartiges entzündetes Geſchwür in der fiebrigen Atmosphäre und glühte immer röther, je tiefer ſie ſank. Der Geſang der Studenten war verſtummt ... ein dünnes wimmerndes Violenſolo zog ſchneidend durch die Luft ...

Die jungen Mädchen im Fenſter drückten ſich ſtumm die feuchtkühlen, pulſenden Hände.

Warten.

Kinderſtimmen ſchallen, — ſcharfe, ſchrille Kinderſtimmen; irgendwo klingelt es. Stille. Es wird ſo hell. Eine blendende gelbe Helle, ſie nimmt zu, ſie nimmt zu ... und immerwährend tönt es, wie ein Brummen im Ohr: Bim — bam, bim — bam ...

Aah —! Fräulein Lilly gähnte und machte die Augen auf. Sie blieb ganz ſtill liegen in ihrem weißen Bett unter dem geblümten Kattun-Himmel; ſie mochte ſich nicht rühren. Die gelbe Helle war ſo warm und that ihr ſo wohl. Es brummte immer weiter: Bim — bam, bim — bam; dann auf einmal ein gellendes, ſchrilles, abgeſtimmtes Gebimmel in den höchſten Tönen mit unſinniger Geſchwindigkeit ... das kam von der ruſſiſchen Kirche!

Fräulein Lilly war plötzlich ganz wach. Sie saß aufrecht im Bett, rieb sich die Augen und fuhr sich durch ihr krauses braunes Haar. Dabei bekam sie ein kurzes struppiges Büschelchen zu fassen, das so kurz und struppig war, weil sie es immer abschnitt, — das erste Büschelchen weißer Haare. Dies Büschelchen machte sie immer sehr traurig, wenn sie es zu fassen bekam; aber sie wollte es schon gleich wieder abschneiden, damit keiner es sah. Mit einem Satz stand sie auf ihren beiden bloßen Füßen, auf die das lange weiße Nachtkleid herabfiel, riß die Zuggardine vom Fenster zurück und griff nach der Scheere auf dem Toilettentischchen — —

Zwischen der zurückgezogenen dunklen Cretonne fluthete ein Strom von Licht zu ihr herein, gelbes, glühendes, goldenes, übermüthiges Licht, Sonnenlicht, Frühlings-Sonnenschein, daß ihr die rothen Funken vor den Augen tanzten. Sie stieß mit der tastenden Hand an etwas. Als sie wieder sehen konnte, fand sie, daß es ein Glas mit Weidenkätzchen war, schön ausgesprungene runde Weidenkätzchen mit glatten, grauweißen Fellchen ....

Ostern — es war Ostern, das Fest des Frühlings und des neuen Lebens ...

Fräulein Lilly ſtand und ſtreichelte nachdenklich mit vorſichtigen Fingern die Weidenkätzchen und ſah in die Luft hinaus, die voller Licht und voller Klänge war, lächelte und ſeufzte. Dann kleidete ſie ſich gedankenlos an und ging dabei ohne Zweck im Zimmer auf und ab, ſtand ein Weilchen vor ihrem offenen Schrank und beſann ſich, nahm ihr hellblaues Morgenkleid mit den broncefarbenen Plüſch-Aufſchlägen hervor, zog es an, ging in's Nebenzimmer vor den großen Spiegel, betrachtete ſich und war zufrieden, fand ihren Thee mit beſtrichenen Brödchen dort auf dem Tiſche ſtehen, ſetzte ſich und fing an zu trinken.

Da klingelte es wieder, kurz, ſchrill. Fräulein Lilly fuhr auf, ſtand nervös ſtill und horchte.

Ach nein! Es war nicht die Wohnungsglocke, es war nur der Milchwagen auf der Straße, der jetzt weiterraſſelte.

Fräulein Lilly nahm wieder ihren Platz ein, hatte aber keine Ruhe. Sie ſah ſich im Spiegel ſo allein am Tiſche ſitzen, und ihre Augen füllten ſich mit Thränen. Sie nickte ihrem Spiegelbild zu wie einem ſtummen alten Gefährten, der Einen verſteht, krümelte am Brod, zwang ſich ſtillzuſitzen, ſprang aber

plötzlich auf, ging an die Balconthür, öffnete sie und lehnte sich über das Geländer.

Um sie herum wehte der Frühlingswind, warm und schmeichelnd und lockend.

Fräulein Lilly stand und träumte hinaus, athmete tief und sog die reine, duftende Luft ein. Aber ihre Augen waren nicht, wo ihr Gesicht hinschaute. Ihre Augen waren bei einem kleinen rothen Punkt, der sich ganz fern am Ende der Straße bewegte. Der rothe Punkt tauchte auf und verschwand, war bald sichtbar, bald eine ganze Weile unsichtbar. Je näher er kam, desto mehr interessirte sich Fräulein Lilly für ihn. Sie konnte kein Auge mehr von ihm abwenden. Jetzt kam er eben wieder aus einer Hausthür heraus . . . es war ein kleiner Mann im rothen Rock; er stand einen Augenblick und blätterte in den Briefen, die er in der Hand hielt. Fräulein Lilly lehnte sich vornüber, so weit sie konnte . . . .

Der Postbote trat ein, die schwere Hausthür fiel hinter ihm zu. Fräulein Lilly stand nicht mehr auf dem Balcon; sie stand mitten im Zimmer, mit stockendem Athem und gespannter Erwartung. Minute auf Minute verging. Der Mann hatte vier Treppen zu steigen und an mehrere Thüren anzuklopfen.

Fräulein Lilly hatte gleich, als sie vom Balcon wegging, die Thür nach dem Corridor ein wenig geöffnet, nur ein ganz kleines Ritzchen. Jetzt hörte man Schritte, schwere, träge, gleichgültige Schritte. Näher, näher. Es wird still. Jetzt fällt ein Brief in den Kasten. Gleich darauf schlägt die Klingel an, die Schritte werden wieder hörbar . . .

Fräulein Lilly ist auf ihren leichten Schuhen in den Corridor gesprungen. Ihre Hand zittert, wie sie den Deckel des Briefkastens aufschlägt. Es liegt etwas darin. Sie greift hinein . . . in demselben Augenblick öffnet sich eine von den anderen Thüren, die auf den Corridor gehen, ein langer, blasser, unbeholfener junger Mensch kommt heraus, verbeugt sich, stammelt: „Ach, entschuldigen Sie, Fräulein, ich erwarte meinen Osterbrief von Hause."

Fräulein Lilly hat die Hand aus dem Briefkasten gezogen, einen Blick darauf geworfen und reicht ihm den Brief in dem langweiligen grauen Umschlag mit der langweiligen Geschäftshandschrift auf der Adresse. Sie sagt nichts. Sie kann nichts sagen. Sie geht hinein und macht ihre Thüre zu und setzt sich hin und sitzt unbeweglich. Und Thräne auf Thräne läuft ihr die Wangen hinunter.

Kurze, ſchnelle Schritte in Pantoffeln nähern ſich. Es klopft an ihre Thür. Sie ſteht raſch auf, trocknet ſich das Geſicht und ſtellt ſich mit dem Rücken gegen das Fenſter, damit man nicht ſehen kann, daß ſie geweint hat. Ein blonder Frauenkopf mit einem einfachen Morgenhäubchen ſtreckt ſich durch die Thür.

„Ich wollt nur fragen, Fräulein Mayland. —"

„Bitte, Frau Merten, ich habe ſchon getrunken."

Frau Merten iſt die Penſions-Mutter. Sie iſt Technikers-Wittwe und hat vier unerzogene und ungezogene Jungen zu verſorgen. Sie bewerkſtelligt das mit Zimmervermiethen und Beköſtigung ihrer Miether. Außer ein paar ſtillen Studenten hat ſie einige Damen, darunter Fräulein Lilly und ein paar Malerinnen. Aber jetzt ſind ſie alle fort, mit Ausnahme eben des blaſſen Studenten, dem ſein Vater kein Reiſegeld zu den Oſterferien geſchickt hat. Frau Merten liebt es ſehr, wenn ihre Penſionäre abweſend ſind, und ermuntert ſie immer herzlich und mütterlich, ſich bei ihren anſtrengenden Studien möglichſt häufige und gründliche auswärtige Erholungen und Zerſtreuungen zu gönnen. Fräulein Lilly weiß auch gleich, weshalb Frau Merten jetzt kommt.

Frau Merten trippelt an den Tiſch und fragt

so neben hin, während sie das Theegeschirr zusammenräumt:

„Nun, wo sind Sie denn heute, liebes Fräulein?"

Fräulein Lilly fühlt einen Stich in der Brust. Sie tastet mit der Hand wie ordnend über ihre hohe Frisur und antwortet ebenso neben hin:

„Ich gehe aus."

„Bleiben Sie doch zu Mittag," sagt Frau Merten großmüthig. „Der Student ist ja auch erst zum Abend ausgebeten. Und ich muß ja doch für meine Waisen kochen."

Fräulein Lilly kehrt sich um und sieht zum Fenster hinaus, Frau Merten klappert mit ihrem Theegeschirr davon.

„Wo gehen Sie denn hin?" Fräulein Lilly hat nirgendwo hinzugehen, denn sie ist fremd in der Stadt. Sie ist hergekommen, um einen berühmten Professor über neueste Litteraturgeschichte vortragen zu hören und ihre Kenntnisse zu erweitern; sie hat wohl einige Bekanntschaften gemacht, aber heute ist der Tag der Familienausflüge und Niemand hat sie dazu eingeladen, und wenn sie auch eingeladen worden wäre ... Fräulein Lilly starrt träumerisch vor sich hinaus und

dreht dabei den Schlüſſel am oberen Schreibtiſchfach auf und zu.

Sie ſteht und ſteht und dreht und dreht und ſieht ſehnſüchtig und unſchlüſſig aus; plötzlich iſt die Schublade doch ausgezogen.

In zwei Schichten neben einander liegen da Briefe auf Büttenpapier. Alle Briefe vom ſelben Papier, beſchrieben mit derſelben kleinen, eigenſinnigen, runden Handſchrift.

Sie ſtreichelt über ſie hin; ſie wagt ſie nicht herauszunehmen und zu leſen. Schließlich ſuchen ihre Finger zögernd auf dem Boden hin, ziehen etwas von ganz unten hervor und wickeln es aus dem Papier. Es iſt eine kleine Photographie: ein junger, blonder Männerkopf, etwas trotzig zurückgeworfen.

Sie ſteht und ſieht das Bild an und kann ſich nicht ſattſehen und kann bald nichts mehr ſehen vor Thränen. Sie nimmt es nicht oft hervor; ſie wagt es nicht; ſie kann ſich dann nicht mehr davon losreißen . . . es nimmt ſie dann ganz hin, und ſie darf doch nicht . . . ſie weiß doch nicht . . .

Sie denkt nicht mehr in klaren Gedanken. Es iſt nur ein Wogen in ihr, das ſie nicht aufkommen

lassen darf. Sie muß an sich halten, das ist Alles, was sie weiß.

Sie wagt das Bild nicht zu küssen. Sie sieht es nur immer an, mit schmerzlichem, bittendem Lächeln. Auf einmal hat sie es eingewickelt und wieder unter alle Briefe geschoben, abgeschlossen, den Schlüssel abgezogen . . .

Sie kann nicht zu Hause bleiben, sie kann nicht ausgehen . . . sie schämt sich vor der Wirthin, sie fühlt sich so unbeschreiblich allein und überflüssig und verlassen — — —

Das Dienstmädchen kommt herein, drall und strahlend, in vollem Wichs zum Spaziergang mit dem „Bräutigam". Fräulein Lilly fragt sie, ob sie ihr die Weidenkätzchen hereingestellt habe, und belohnt sie dafür mit einem Haarpfeil, den sie aus ihrer eigenen Frisur zieht. Und das Mädchen dankt und lächelt und sieht Fräulein Lilly mitleidig an und geht.

Da setzen auf einmal die Glocken wieder ein, — voll und mächtig aus ehernen Lungen, alle Glocken der Stadt, und in der Luft ist ein Schallen und Dröhnen und Locken und Rufen, ein feierliches Mahnen und ein mildes Versprechen, und alle die tausend verschiedenen Klänge fließen zusammen zu einem heiligen

Gelöbniß, einem mächtigen Jubel-Accord der Freude — — Freuet Euch, freuet Euch! läuten alle Glocken. Und hoch über ihnen allen, wie Lerchengewirbel, bimmeln die ruſſiſchen Glöckchen in ſeligem Geſtammel: Denn das Leben iſt wieder erſtanden von dem Tode! — —- —

Fräulein Lilly hat ihr ſchönes Kleid ausgezogen, denn er, den ſie erwartete, kommt nicht und hat auch nicht geſchrieben. Sie kleidet ſich ganz einfach und dunkel und macht die Thür leiſe zu und geht ſtill die vier Treppen hinunter. Und draußen empfängt ſie der Sonnenſchein und hüllt ſie ein in ſeine blendende Helle, und die Glocken dröhnen ſo furchtbar, und ſchreiende Kinder laufen ihr vor die Füße und laſſen ihre Kreiſel mit Peitſchenſchlägen tanzen; ihr iſt wirr im Kopf, ſie weiß nicht, wohin ſie treten ſoll, wohin ſie ſehen ſoll . . .

Sie geht eine Strecke den See entlang, über die Brücke, an den jenſeitigen Villen hin; es ſind ſo viele Menſchen auf der Straße, und ſie ſehen alle ſo geſchäftig und erwartungsvoll aus. Ueberladene Omnibuſſe raſſeln an ihr vorüber, vom nahen Bahnhof hört man faſt ununterbrochen das Pfeifen der Züge. Da kommt eine Privat-Equipage mit Menſchen, die

ſie kennt — ſie ſehen ſie nicht . . . Sie hält den Sonnenſchirm vor, nur raſch vorbei; wenn ſie nur erſt dort wäre, wo es einſamer iſt!

Aber plötzlich ruft eine Stimme ſie an, eine helle Mädchenſtimme ruft ihren Namen. Sie ſieht ſich um; der Wagen hält. Eine kleine, zierliche Geſtalt mit wehenden blonden Stirnlöckchen, rothem Sonnenſchirm und engliſchem Frühjahrs-Koſtüm kommt ihr nachgelaufen. Es iſt eine Freundin aus den Vorträgen, zu der ſie oft eingeladen worden.

„Lilly, hör doch, Lilly!“

Fräulein Lilly muß wohl hören.

„Warum gehſt Du hier ſo allein? Wir glaubten alle, Du ſeieſt ſchon für heute verſagt. Komm doch mit uns. Wir machen eine Ausfahrt und tanzen.“

Sie waren bei einander, die Kleine keuchte.

Fräulein Lilly dankte, aber die blonden Löckchen ließen nicht nach.

„Komm doch mit. Wir werden ſo furchtbar luſtig ſein. Sieh mal, was für famoſe Herren wir haben! Es iſt gerade noch ein Platz für Dich frei.“

Fräulein Lilly ſuchte ſich loszumachen. Ihr waren die Thränen nahe. In dieſer Geſellſchaft hatte ſie nicht gedacht ihren Oſterſonntag zu verbringen.

„Komm mit," bat die Kleine ungeſtüm. „Es wäre ſo wundervoll. Wir haben ja keinen mit, der ſo gut wie Du zum Tanz ſpielen kann."

„Ich habe ſchon eine Verabredung," ſagte Lilly verletzt, und ging, ohne ſich umzuſehen, weiter.

— — Sie war auf dem offenen Felde. Hinter ihr, ferner und ferner, erſtarb das Läuten der Glocken, verhallte das Rollen der Wagen, verklang das Pfeifen der Züge. Hier gab es keine Spaziergänger. Nur einige arme Leute gingen auf dem Felde und ſuchten Sauerampfer. Hoch oben, in der vergißmeinnichtblauen Luft, ſchwamm ein ganz, ganz kleiner, ſchwarzer Punkt und trillerte und trillerte. Die erſte Lerche! Ein weicher, warmer Wind wehte die Löckchen im Nacken Lilly's ihr am Halſe hin, aus dem Boden ſchlug ein Duft von jungem Grün ihr ſtärkend entgegen. Und es war ſo ſtill, ſo ſtill, ſo oſter- und frühlingsſtill ...

Fräulein Lilly ging und ging. Sie wußte nicht, warum; ſie wußte nicht, wohin; aber es that ihr wohl, zu gehen. Sie dachte nicht, ſie wollte nicht denken, nur gehen, gehen, gehen, bis der Abend kam. Und ſich dann todtmüde, beſinnungslos müde niederlegen

und ſchlafen, von Allem wegſchlafen. Aber ſie wurde doch ruhiger, wie ſie ſo ging.

Ein ſtarker, ſalziger Geruch drang zu ihr, es fing heftiger an zu wehen. Auf einmal tauchte zu ihrer Rechten das Meer auf, — das Meer mit ſeinem hellblauen Waſſer und ſeinen hundert weißen Segeln, blendend weiß wie Mövenflügel. Dort ſtand Trekroner mit ſeinem rundkuppigen Thurm, ſeinen grellgelben, grellgrünbewachſenen Ziegelwällen, ſcharf und aufdringlich deutlich im hellen Tag. Und da kam es um Trekroner herum, erſt eine Rauchſäule, dann die ſchwediſche Flagge frei in der Luft, dann allmählig immer mehr und mehr vom Rumpf, den Achter voran, das Dampfſchiff von Landscrona.

Fräulein Lilly blieb ſtehen. Das Herz klopfte ihr plötzlich im Halſe. Sie konnte nicht athmen. Wenn er darauf wäre, ... wenn er jetzt käme! In einer Viertelſtunde legt das Dampfſchiff im Hafen an, in einer halben Stunde kann er an ihrer Thür klingeln ... in einer halben Stunde kann ſie noch nicht zu Hauſe ſein ... er geht wieder fort ... er glaubt, es ſei Abſicht — — —

Ach nein, nein! Wie oft hat ſie ſich das nicht vorgeſtellt. Jedes Mal, wenn ſie ſo die ſchwediſch e

Flagge von Trekroner herankommen sah, jedes Mal seit einem ganzen Winter, . . . seit sie ihn kennt . . . seit jenem Abend, wo sie zusammen trafen bei gleichgültigen Menschen in der fremden Stadt, er ein Fremder wie sie, ein Landwirth, der in einsamer Gegend unter schwierigen Verhältnissen sein kleines Gut bewirthschaftete, — seitdem hatten sie einander geschrieben, immer längere Briefe schrieb er, immer wärmere, immer lieb . . . nein, wie konnte sie das wissen? . . . es war nur der Ton, die Worte waren's nicht . . . und seine zwei vorletzten Briefe waren auch kürzer, eiliger — — — doch dann kam der letzte: „Ich komme am Ostermorgen früh! aber vorher schreibe ich." Und er hatte nicht geschrieben . . . und war nicht gekommen . . .

Der Dampfer aus Schweden war um Trekroner herum und verschwunden. Jetzt hörte man ihn signalisiren. Es klang wie ein dumpfes Gebrüll aus der Kehle eines Thieres. Fräulein Lilly wachte auf und bemerkte, daß die Vorübergehenden sie ansahen. Es war hier belebter. Sie scheute sich vor den Menschen und ging rasch. Nach fünf Minuten war sie im Walde.

Da war es still und einsam. Keine neugierigen Blicke und beobachtenden Augen. Ein junger Mensch ging allein zwischen den grauen Stämmen hin, in der Richtung von ihr weg. Die Buchen hatten schon ihr Frühlings-Kleid an: das erste zitternd zarte Grün, das man dort „Laubspringen" nennt. Unter dem dürren, vorjährigen Laub hervor streckten die ersten Anemonen und Veilchen ihre weißen und helllila Köpfchen, äugelten herauf und nickten: Frühling, Frühling! Es war so still, als stände die ganze Natur und lauschte ihrem eigenen Erwachen, und die feinen Buchenzweige der Gebüsche mit den dünnen, aufgereihten, gelblichgrünen, halbausgesprungenen Blättchen zitterten zuweilen fast unmerklich wie in einem leisen Schauder des sich bewußtwerdenden Lebens.

Aber die alten, hohen, hundertjährigen Buchenstämme standen unbeweglich, ließen das Sonnenlicht wie hunderttausend Ducaten durch ihre Kronen herabrieseln und schauten hinauf in den ewigen Himmel.

Fräulein Lilly wandelte langsam zwischen den Veilchen und Anemonen und dem niedrigen Gebüsch hin, immer langsamer. Sie fühlte sich auf einmal so müde. So müde im Körper von dem starken Frühlingslicht und der starken Frühlingsluft und so

müde in der Seele von ihrer ſtarken Sehnſucht. Sie fand eine kleine Erhöhung vor einem Buchenſtamm, wo die Erde ſchon faſt ganz trocken war, ſetzte ſich und lehnte ſich an den Stamm. Es wurde ihr ſo wohlig. Sie hatte einen Drang, ſich ganz auszuſtrecken, die Hände unter dem Kopf, und Alles gehen zu laſſen, wie es ging, und blos hinaufzuträumen in den vergißmeinnichtblauen wolkenloſen Himmel.

So ſaß ſie, halb liegend, eine lange Zeit. Sie wußte nicht, wie lange. Sie ſchlief nicht, aber ſie war auch nicht ganz wach. Dann wurde ſie unruhig. Ein Unbehagen kam über ſie, ein peinliches Gefühl. Sie ſchlug die Augen auf und begegnete zwei Augen. Sie ſah hin, und die zwei Augen ſahen her. Sie wußte nicht, wo ſie waren, ſie ſah nur zwei blanke, beobachtende, zudringliche Augen. Mit einem Ruck ſaß ſie ganz aufrecht. Ja, da waren die Augen, da, fünfzehn Schritte von ihr, hinter einem Baumſtamm lugten ſie hervor. Und über den Augen ſah ſie einen Männerhut und unter den Augen ein bärtiges, junges, ſie anlächelndes Männergeſicht, und jetzt kam hinter dem Baumſtamm ein ziemlich junger Mann hervor und unſicher, mit einem ſonderbaren Lächeln, näher ...

Sie sprang auf und war im Nu auf dem großen Wege. Sie lief nicht, aber sie ging, so rasch sie konnte. Sie sah sich nicht um, aber sie fühlte ihn hinter sich. Kein Mensch war in der Nähe. Sie ging und ging, bis ihr der Athem versagte. Bei einer Biegung schielte sie zurück. Er ging nicht mehr hinter ihr her, er stand. Und dort kamen Menschen. Eine große Erleichterung kam über sie. Mit was für Augen er sie angesehen hatte! . . .

Ein alter Mann mit einem jungen Mädchen näherte sich. Es schienen Vater und Tochter zu sein. Sie setzten sich auf eine Bank in der großen Allee. Fräulein Lilly setzte sich bescheiden auf das andere Ende der Bank. Ihre Kniee zitterten; sie mußte sich erholen.

Wie sie aber dasaß und die Beiden vernünftig über den Weltlauf sprechen hörte, da kam eine grenzenlose, wilde Traurigkeit über sie, daß sie hätte aufschreien mögen. Alte, alte Erinnerungen stiegen empor und wanderten an ihr vorüber, und sie mußte stille sitzen und zusehen, wie sie vorüberzogen, immer in demselben Bilde:

Es war Ostern, und alle Glocken läuteten, und aus der Erde sproßte das erste Grün. Sie war zehn

Jahre alt und machte mit ihrem Vater ihren Osterspaziergang hinaus vor die Stadt. Es war eine winklige, häßliche Stadt, — sie gingen durch die krummen, langweiligen Straßen, durch die alte, unnütze Festung mit den schmutzigen Thorwegen hinaus nach dem Kaiserlichen Garten, der so weit lag, daß da nie Menschen zu sehen waren. Sie hatte ihn von ihrem Vater, den Drang nach langen Spaziergängen. Sie sprang wie ein Füllen bald vor, bald hinter ihrem Vater her und sprach, wenn sie müde war, altklug mit ihm über den Weltlauf und freute sich darauf, erwachsen zu sein, und war glücklich und so voller Erwartungen. Worauf? Das konnte sie nicht sagen. Es mußte nur soviel, so unbeschreiblich viel kommen, wenn man erwachsen war.

Wenn sie sich aber müde gegangen hatten und es Essenszeit war, dann kehrten sie um und gingen wieder durch die winklige, häßliche Stadt mit ihren steinernen Straßen, die sonntäglich leer waren und über denen keine verheißungsvollen Glocken mehr läuteten, und wenn das Kind das elterliche Wohnhaus sah, schmalfenstrig und düster, dann wurde ihm das Herz schwer und es ging langsamer, und seine Freude und seine Hoffnungen schwanden dahin.

Und es war wieder Ostern, und sie war fünfzehn Jahre alt. Und alle Glocken läuteten und an den Bäumen sprangen die Knospen, und sie machte mit ihrem Vater den Osterspaziergang. Die alte Festung stand nicht mehr, statt dessen war der Platz, über den sie gingen, der Müllhaufen für die ganze Stadt; denn hier sollte später eine Böschung aufgeführt werden. Im Kaiserlichen Garten war kein Mensch, wie gewöhnlich, und ihr Vater sprach mit ihr über den Weltlauf, jetzt schon eingehender. Aber sie war fünfzehn Jahre alt, und ihr Gang war wie ein Tanz, denn nun kam es bald, bald, das reiche, schöne Leben . . . Doch wenn sie heim kamen durch die enge, winkelige Stadt, so fiel ihr etwas auf die Brust, und eine unklare Sehnsucht kam, sie wußte nicht, wonach.

Und wieder war es Ostern, und sie war zwanzig Jahre alt und machte mit ihrem Vater ihren Osterspaziergang. Wo früher die Festung war, standen jetzt Miethskasernen, und im Kaiserlichen Garten trieben sich einige Herumlungerer, anscheinend seit lange unbeschäftigte Arbeiter, herum, und sie ging still mit der Haltung einer jungen Dame neben ihrem Vater und hörte nur halb auf das, was er sagte, denn sie kannte schon lange seine Ansichten über den

Weltlauf. Inwendig aber fragte sie sich, wie lange denn das so dauern würde und ob es denn immer dasselbe Einerlei bleiben würde, und die Stadt, in die sie zurückkehrten, kam ihr vor wie ein Grab ...

Und wieder war es Ostern und sie war fünfundzwanzig Jahre alt und machte mit ihrem Vater beim Läuten aller Glocken ihren Osterspaziergang. Der Kaiserliche Garten war jetzt Volksbelustigungsort, und die Musik-Kapellen arbeiteten mit Pauken und Trompeten. Ihr Vater war ein alter Mann geworden, der den Weltlauf gehen ließ, wie er wollte. Auch sie fragte sich nicht mehr, wie lang es dauern würde, aber ganz tief inwendig in ihr spitzte noch immer etwas die Ohren, ganz verstohlen und nur noch halb, denn sie kannte jetzt den Weltlauf ...

Und jetzt war sie siebenundzwanzig Jahre alt und allein und in fremdem Lande, und wieder war es Ostern und die Sonne hatte geschienen wie noch nie, bis der Brief in den Kasten fiel, der kein Brief für sie war — — —

Sie konnte nicht mehr ... ihre Thränen erstickten sie, sie durfte nicht herausschluchzen vor den fremden Leuten. Sie stand auf und ging. Ohne es zu wissen, kam sie auf den großen Weg, der nach der Dampf-

bahn führte. Ein Menschenstrom kam ihr entgegen, der eben ausgestiegen war: Familien mit ihren Kindern, junge Mädchen mit ihren Verlobten oder Freunden, alte Männer mit ihren alten Frauen, Dürftige und Wohlhabende, alle Stände und Klassen ...

Was wollten alle diese Menschen im Walde zu dieser Jahreszeit?

Sie kam in's Gedränge und wurde zur Seite geschoben. Dort stand sie und ließ den Zug vorbei.

Und als diese Menge sich vertheilt hatte, da kam eine andere und drängte sich vorbei, die, welche wegfahren wollten. Aus allen Gängen und Pfaden des Waldes kamen sie heran: von Weitem sahen sie aus wie wandelnde eben ausgesprungene Gebüsche — sie alle trugen Ostern nach Hause zu sich und ließen den Frühling aufblühen in ihren Stuben. Jeder hatte, soviel er fassen konnte, junge grüne Buchenzwiege in den Armen; in der Zeit des Laubspringens war das Pflücken frei. In den nächsten vier Wochen wird es grün sein in allen Häusern, und in den vornehmsten Salons wie in der ärmsten Stube werden die voll auferblühten Buchenzweige verkünden, daß das Leben erstanden von dem Tode.

In der Dampfbahn war es eng. Die Zweige kitzelten den Insassen das Gesicht und stachen den Kindern in die Augen. Fräulein Lilly saß niedergeschlagen und stumm. Sie hatte zu pflücken vergessen, in ihrer Stube wird kein Frühling aufblühen. Ein Kind, dem sie auf ihrem Schooß einen Platz gegeben, da kein anderer mehr da war, bekam von seiner Mutter ein Zweiglein, es ihr zu schenken. Sie küßte das frische, blauäugige Gesichtchen und wandte sich ab und sah zum Fenster hinaus und schluckte die Thränen hinunter.

Die Dampfbahn hielt an der Station. Fräulein Lilly stieg aus und ging gewohnheitsmäßig über die Brücke und kam gewohnheitsmäßig vor ihrem Hause an. Sie war abgemattet. Den ganzen Tag hatte sie nichts gegessen und hatte es gar nicht bemerkt. Sie wollte auch jetzt nichts essen. Nur unbemerkt in ihr Zimmer kommen und die Gardinen herablassen und den Kopf in das Kissen drücken und so liegen, nichts sehen, nichts hören, nichts denken .....

Sie stand oben vor der Thür, steckte den Schlüssel in's Schlüsselloch und drückte die Thür leise auf. Es war eigentlich überflüssig, man hörte die Rangen nicht lärmen, es war jetzt wohl niemand mehr zu

Hause. Sie trat in ihr Zimmer; es dämmerte schon darin. Trotzdem ward ihr Blick gleich zu ihrem Schreibtischchen gezogen. Es sah so aus, als ob da etwas läge. Ja, da lag etwas Weißes. Sie wollte danach greifen, aber ihr schwindelte. Sie hielt sich am Bücherbrett fest, und nur ihre Blicke gingen hin. Es war ein Brief. Es war ein kleiner Brief auf Büttenpapier. Ihr Herz schlug zwei-, dreimal ganz laut und setzte dann aus; das Blut schoß ihr wie eine heiße Welle zu Kopfe ....

Da kamen geschwinde, kurze, geschäftige Schritte heran; Frau Merten trat, ohne anzuklopfen, in die Thür.

„Es ist ein Brief für Sie da, Fräulein Mayland," sagte sie wichtig. „Wären Sie nur lieber zu Hause geblieben. Er kam mit der Zwölf-Uhr-Post. Na, was ist Ihnen denn? Wissen Sie, wieder so ein Briefchen auf Büttenpapier ... aber mein Gott, Sie sind ja ganz weiß!"

Fräulein Lilly nahm sich zusammen, ging auf den Brief zu, zog eine Haarnadel aus ihrem Haar und fing an, ihn damit aufzuschneiden.

Frau Merten rieb einen Flecken von der Tischkante ab.

„Es ist auch ein Herr hier gewesen," sagte sie, als der Flecken weg war. „Ein junger, blonder Herr" — Fräulein Lilly zuckte zusammen.

Frau Merten lächelte diplomatisch.

„Sei'n Sie doch nicht bange, Fräuleinchen. Es ist derselbe Herr, den Sie in Ihrer Schublade links liegen haben. Ich rathe Ihnen nur, Sie müßten sie lieber wegen des Dienstmädchens immer abgeschlossen halten."

Fräulein Lilly konnte sich kaum noch aufrecht halten.

Frau Merten nahm einen Rafraichisseur von der Etagère und fing an, das Zimmer mit Jasminduft zu besprengen.

„Er hat auch gesagt, daß er wiederkommen wird — gegen Abend. Er war ganz verdonnert, Sie nicht zu Hause zu finden und fragte, ob sein Brief denn nicht angekommen sei? Wenn ich Ihnen rathen darf, ziehen Sie sich mal ein bischen sehr hübsch an, jetzt muß er bald hier sein."

Fräulein Lilly nahm ihren Brief, sprang mit einem Satz nach der Schlafzimmerthür, warf sie zu und schloß ab.

Sie zog den Brief aus dem Couvert und las bei dem scheidenden Licht vier engbeschriebene Seiten.

Dann sank sie am Fenster nieder und sah hinauf in den blassen Himmel, der immer blasser wurde, mit strahlenden glücklichen Augen. Dann sah sie wieder den Brief an, streichelte ihn und küßte ihn. Die Thränen ließen sich nicht halten, aber sie durfte jetzt nicht weinen, das machte sie häßlich. Und sie lachte unter Thränen, lachte und lachte.

Draußen fingen die Abendglocken an zu läuten.

Sie stand auf, strich sich das Haar zurecht, sah in den Spiegel und wunderte sich, daß sie so hübsch sei. Griff wieder nach dem Brief, sah glückselig die kleinen, runden, eigensinnigen Buchstaben an, machte das Fenster auf, athmete den Abendduft ein und sagte leise: „Nun ist mein Ostern gekommen."

. . . Da klingelte es — — —

Sie hörte Frau Merten's beflissen freundliche Stimme und Männerschritte im Nebenzimmer. Sie wußte nicht, wie sie hineinkam, sie wußte auch nicht, wie es zuging, daß sie plötzlich einen Kuß auf ihren Mund und ein Stechen und Kratzen von Barthaaren in ihrem Gesicht fühlte. Als sie wieder zur Besinnung

kam, war ſie ganz bunt und zerſtochen im Geſicht, abgeküßt und ſich ſelber fremd und ſo hungrig, daß dies die erſten Worte waren, die ſie an ihren künftigen Gatten richtete. Der ſtrich ihr mit ſeinen braunen Händen über den Kopf, lachte ſie mit ſeinem heißen rothen Geſicht an, das doppelt heiß und roth unter dem flachsblonden Haar erſchien, und ſagte:

„Unſer erſtes ſei: ein beſſeres Abendeſſen.“

Weiße Fläche.

Frau Lilly lag auf dem Sopha und war müßig. Im Ofen neben ihr ſummte und ſiedete das Feuer, einförmig und einſchläfernd. Die Schwarzwälderuhr an der Wand tickte nicht, ſie war ſtehen geblieben. Ueber den weißen Fenſterſimſen waren die weißen Fenſtervorhänge zurückgezogen und aus den vier Fenſtern ſah ſie nach drei Seiten auf eine weiße Landſchaft. Auf den weißen Schneefeldern und den weißen Schneebergen und dem weißen verſchneiten See lag die weiße, blendende Sonne, leuchtend, einförmig, einſchläfernd. Und von Norden her über der offenen, weißen Ebene rollte ſich ein weißer Nebel in's Thal aus. All dies blendende ſtechende einſchläfernde Weiß hielt den Blick feſt in einer

saugenden Verzauberung. Sie lag auf dem Sopha und sah und sah, bis alles in einem weißblauen Geflimmer verschwamm und die Stille summte ihr in den Ohren wie tausend schwirrende Saiten .....

Da sammelte sich etwas im Halbschlummer der Blendung, etwas Undeutliches, Weißes, aber von einem anderen, festeren, kreidigen Weiß. Es kam näher und näher, aber es verdunkelte nicht und schattete nicht. Es ging weiß hin zwischen all dem Weißen. Es war schon bei ihr im Zimmer, es füllte, es athmete. Es war eine menschliche Nähe.

Anna Dahlen — — —!

Frau Lilly machte die Augen auf, ganz groß, gegen all' das Blendende, Weiße. Es war Niemand da. Sie war allein mit den summenden Saiten in ihren Ohren und dem leisen Gesiede des Feuers. Anna Dahlen? wo kam die her, leibhaftig, körperlich, mit ihrem weißen Wesen in all' dem Weißen — —?

Frau Lilly sah wieder in das Weiße, Blendende, schläfrig, träge, mit schwebenden, gleitenden, losen Vorstellungsbildern. Etwas raschelte und fiel auf die Diele. Es war die Zeitung, die ihr vom Schooß glitt. Sie wandte gedankenlos den Kopf nach dem Rascheln. Das weiße Blatt, auf das die weiße Sonne

schien, hatte sich geballt; ganz oben auf der kugeligen Rundung stand: „Anna Dahlen beginnt ihre Vorlesungen als Amanuensis von Professor Beffert an der hiesigen Universität am 3. Februar“ .... das Uebrige verschwand auf der Schattenseite des gebogenen Blatts.

Frau Lilly setzte sich auf und sah gerade hinauf in die weiße Sonne. Und während sie hineinsah, wurde die Sonne gelber und gelber und fing an Strahlen zu schießen, und der Himmel wurde blauer und blauer, von einem zarten, zarten Frühlingsopalblau. Und es kam Wärme in all das Weiße.

Irgendwo, ganz nah, stand eine lange, stengelhafte, zarte Gestalt, nicht aufrecht, sondern ein wenig seitwärts überhängend, als sei sie sich selber zu schwer zu tragen, und ein paar hellbraune, fragende, zahme Rehaugen sahen Frau Lilly an über einer dünnen, spitzen, mit der Spitze neugierig nach vorwärts strebenden Nase. Von dem kleinen, weiblichen Kopf fiel das weißblonde, weiche, schmiegsame Haar ganz lose an den Schläfen herunter und war im Nacken mit einem rosa Korallenkamm aufgesteckt; nur ein einziger, weißblonder Büschel hing wie ein Seidenflocken an dem langen elfenbeinfarbenen Hals herab

auf die rosa Korallenschnur, die ihn unten abschloß, als wolle sie ihm damit eine Grenze für seine Länge setzen.

Eine dünne, silberne Mädchenstimme sprach, oder klingelte nur das Glöckchen eines schlittenfahrenden Kindes draußen? Die Stimme war wie so ein Kinderglöckchen, spröde, schüchtern, hastig aufklingelnd und abbrechend mitten in den Sätzen, als erschrecke sie über ihren eigenen Klang.

— — Anna Dahlen hält vorbereitende Vorträge und Uebungen für Studenten der Mathematik beiderlei Geschlechts, als Einpauker für den schnupftabaktrockenen Professor Beffert — —

Anna Dahlen aus dem alten vornehmen Bureaukratenhause mit den alten ästhetischen Traditionen ... Anna Dahlen, mit der sie damals verkehrte, als ihr eigenes Schicksal sich wandte und sie aus Fräulein Lilly zu Frau Lilly wurde. Das silberne schüchterne Stimmchen, das vor seinem eigenen Klang erschrak und verstummte, paukt vom Katheder herab — — nein, — ja, ja, Anna Dahlen!

Der Himmel am Bergkamm wurde blauer und blauer und die Sonne, die zu Frau Lilly auf das Sopha schien, gelber und gelber. Und der Frühling

mitten im Winter ſtand zudringlich draußen vor dem Fenſter. Aber Lilly ſah ihn nicht mehr wie vorher mit allen Sinnen. Sie lag auf dem Sopha und fühlte es dunkel werden um ſich herum, während ihre Augen weiterglitten, immer mit dem Sonnenſtrahl mit, der ſich auf der grünen Tiſchfläche weiterſchob. Und in das Dunkel, das ſich inwendig um ſie breitete, hing ein Kronleuchter aus Schmiedeeiſen und Kupfer herab und ließ ſein Licht auf einen kurzgeſchorenen bartloſen Männerkopf fallen und auf das weißblonde ſeidenweiche hängende Haar von Anna Dahlen.

Der Männerkopf bewegte ſich in einemfort hin und her auf dem kupferrothen Sammt des hochlehnigen Stuhls. Der Kopf ſaß auf einem kleinen ſchnellen Körper mit runden geſchwinden Bewegungen, der Alles, was der kleine lachende Mund ſprach, mit malenden Händen und lachenden Blicken hinter der Brille begleitete.

Er beendete eben eine Anekdote mit der wohlaufgeſparten Pointe und der ganze Kreis lachte.

Dieſer Kreis beſtand aus dem berühmten Archäologen Nolden, dem Heldendarſteller Gartner, der Frau des Hauſes und dem großen naturaliſtiſchen Maler Zampel, der eben ſeine Anekdote unter Lachen beendete.

Damals sah Frau Lilly Anna Dahlen zum ersten Mal. Sie stand am Klavier, mit einem der Kinder des Hauses an sich hängend — man sah sie nie, ohne daß Kinder an ihr hingen. Sie stand unbeweglich, ein wenig seitwärts überhängend zu dem einen Kinde. Ihre Haltung war von einer linkischen scheuen Grazie, und mit ihrem langen dünnen Körper in dem hellen Kleid, auf dem Hintergrunde von all dem Dunklen, sah sie aus wie eine vereinzelte blasse Aehre, die schwankend überhängt mit der Rispe.

Der Maler lachte mit allen seinen kleinen breiten Zähnen und sagte zwischen dem Lachen:

„Faktisch! und wie der Leichenzug mit der Königin-Mutter vorüberfuhr in der Trauerschleppe, da sang wahrhaftig die Bubenbande" — und er fing selbst an zu singen:

Da kommt die hohe Leich',
Da kommt die hohe Leich'!
Da kommt die hohe lederne Leich' —
Si, sa, lederne Leich' . . .

Ein allgemeines Ausplatzen übertäubte seinen grotesken Gesang. Die Männer wieherten, die Frauen kicherten, er kluckste selbst inwendig und ließ seine

kleinen Augen hinter der Brille aufmerksam im Kreise herumgehen. Dabei trafen sie auf Anna Dahlen.

Sie hing noch mehr über wie eine ganz vom Regen gebeugte Aehre und sah ängstlich und verschüchtert aus. Sie lachte nicht. Ihr kleiner rother Mund ließ seine halboffenen Lippen unsicher und wie unfertig hängen, und in ihren kindlichen Augen war etwas Prüfendes, Fernhaltendes.

Der Maler fuhr rasch mit einem Blick über ihre ganze Gestalt. Es war ein Blick, der diesen langen, gestreckten, knospenhaften Körper einer spröden Bacchantin aus der spätgriechischen Zeit mit den Augen befühlte; dabei spitzten sich seine Lippen wie zum Pfeifen und in seine Augen kam ein mißbilligender Ausdruck.

„Fräulein von Dahlen ist Royalistin", sagte er stichelnd.

Sie hatte den Kopf unter seinem Blick ganz auf die Brust gleiten lassen. Sie sah auf ihre Fußspitzen, und ihre langen schmalen Arme mit den langfingrigen schmalen Händen hingen schlaff herab. Sie antwortete ihm nicht und während die Gesellschaft ganz mit sich beschäftigt war, glitt sie leise vom Klavier weg auf

einen niedrigen Puff, als sei sie zu sichtbar gewesen und müsse sich zusammenfalten und ganz klein werden.

Der berühmte Zampel appellirte noch mehrere Mal mit Blicken zu ihr hinüber. Sie irritirte ihn mit der Greuze'schen Lieblichkeit ihrer fragenden Augen und schmächtigen Linien. Er war ein ehrlicher Naturalist und sein Genre waren die dicken Frauen. Alles andere war stilisirt. Greuze war stilisirt, die spätgriechischen Bacchantinnen waren reiner Manierismus. Und dieser junge Bacchantinnenkörper mit dem Greuze'schen Kopfe hatte den prickelnden Reiz des Widerspruchs für ihn. Ihm war einmal das Glück widerfahren, mit einer bei Hof vielbenutzten Krankenpflegerin, einer älteren korpulenten Person mit großem Nachahmungsvermögen, Bekanntschaft zu machen. Er gewann ihre Gunst und in besonderen Augenblicken spielte sie ihm intime Vorgänge aus dem Privatleben der höchsten Herrschaften vor. Daraus gestaltete sich für ihn eine Reihe streng naturalistisch durchgeführter Interieurs aus dem Leben der Königin Karoline mit seiner Gewährsmännin als Modell, besonders das ergreifende Hauptbild, wo die dicke Pseudo-Karoline mit herausgestreckter blauer Zunge im Todeskampf lag. Und da er sich ganz in

sie eingelebt hatte, malte er sie auch als Aspasia, die mit glattgescheiteltem dünnem Haar auf ihrem flachen Fischkopf, in griechischer Tunika über dem hängenden Busen und mächtigen Bauch, auf einem geblümten Sopha liegt und mit einem Papagei auf ihrer dicken Faust kokettirt. Anna Dahlen hatte auf ihn immer die perverse Wirkung von etwas außerordentlich Magerem. Seine verblüfften Augen fragten immer: „ist das möglich?" Es entstand geradezu ein Bedürfniß in ihm, zu konstatiren, zu betasten.

Aber er kam ihr nie näher, als heute. Ihr Greuze'scher Blick mit seiner weißen Leere machte sie ihm unverständlich bis zum Anstößigen.

Und wie Frau Lilly sie an jenem Abend sah, mit der weichen Grazie der hängenden Aehre und dem Blick von Alabaster, in den keine Hand ein deutbares Zeichen geritzt, so sah sie sie jedesmal, wenn sie sie sah. Aus Anna Dahlens neunzehn Jahren wurden zwanzig, einundzwanzig und mehr. Aber ihre Gestalt behielt immer dieselben fast unreifen Formen müder Schlankheit und ihre Augen schauten immer mit dem fragenden Blick des Rehs. Das Seidenbüschelchen weißblonder Haare hing ihr immer auf die linke Seite des langen feinen Halses herab und

ihre schüchterne Stimme klang immer wie ein ängstliches Glöckchen. Ueber den sicheren Formen der jungen Dame aus der großen Welt lag stets wie ein feiner verschönernder Reif eines frischen Frosttages diese scheue Verlegenheit. Und immer hing ihr aufgeschossener Körper ein wenig über, als wolle er sich anlehnen, anstützen, hingleiten lassen — — —

Aber die weiße Seele in diesem zarten Leibe war gar keine schlummernde Seele und die hellbraunen unschuldigen Augen sahen sehr klar und tief. Und sahen zu tief.

Sie schlug sie nieder vor Zampel's naturalistischer Betrachtungsweise in instinktiver Scheu vor dem Pöbelhaften, aber sie legte sie groß und voll und fragend in diejenigen der jungen Männer, mit denen sie tanzte. Und im Tanzen sah ihr langer überschlanker Körper aus, als glitte er dem Manne aus den Händen und wirble weg wie eine Aehre mit überhängender Rispe, mit der der Herbstwind sein Spiel treibt, wirble und wirble, bis man nur noch etwas sah, was sich drehte.

Aber an einen anderen Leib sah man diesen schmächtigen, hinsinkenden Körper sich nie lehnen — nicht an den einer Freundin und nicht an den eines

der jungen Männer, denen sie mit ihren unschuldigen Augen so voll und fragend ins Gesicht sah. Immer mehr hing er über und immer müder wie ein welker Stengel, aber nie sah man das Weiße dieser Gestalt sich mit einem Schimmer von Röthe und Verlangen färben.

Da hörte man eines Tages, daß sie zu studiren anfinge und die philosophischen Vorlesungen des Spencer-Apostels, Professor Räthgen, besuche.

Aber um dieselbe Zeit hörte man auch, daß sie einem Privatkreis der Armenpflege beigetreten sei und man sah sie oft auf ihren Wanderungen nach den Armenvierteln mit dem jungen Doktor der Philosophie, Bruno Wiede, dem Vorsteher einer Sektion, zusammen.

Er war ein breitschultriger Mann mit ein paar starkrothen vollen Lippen unter krausem, blondem Bart, ein kräftiger Siebenundzwanzigjähriger, still und scharf, mit einem Blick, der Frauen nicht gern in's Gesicht sah.

Aber die jungen Mädchen, die er Abends aus Gesellschaften heimbegleitete, behaupteten, er sei so aufgeregt und verzagt dabei wie ein Verliebter, und jede erwartete das nächste Mal eine Erklärung von ihm.

Und das nächste Mal kam, aber er kam nicht wieder, um sich zur Begleitung anzubieten. Er begleitete keine zum zweiten Mal. Und traf es sich so, daß er mußte, so setzte er sie im nächsten vorbeifahrenden Tramwagen ab und verschwand.

Nur mit Anna Dahlen sah man ihn immer auf einsamen Wegen und immer blickten ihre Augen gerade und fragend in seine abgleitenden, unsicheren.

Aber bald darauf war er mit einer jungen Wittwe verlobt, eine jener lebenslustigen Frauen, die absolut keine Zeit zu verlieren haben und die Männer beim Kopfe nehmen. Mit Anna Dahlen blieb der Verkehr ganz wie früher und ihre Augen sahen immer mit demselben Blick in die seinen, auch als diese nicht mehr abglitten.

In jener Zeit war Lilly einmal mit ihr zusammen, als ein verlobtes Paar in einer Familie aufgenommen wurde. Er war einer von jenen heißen, blonden Männern, deren große Beherrschung ein erotisch sehr heftiges Temperament verdeckt, und sie, mit der einen Blutwelle nach der andern, die ihr durch den Körper jagte und am Hals hinauf bis an die Stirn glitt, war eine jener ungetheilten Naturen, die alles auf eine Karte setzen. Es ging

wie ein Strom von Wärme von ihnen beiden aus und theilte sich dem ganzen Kreis mit in einer Stimmung von Unruhe, Aufgeregtheit und nervöser Lachlust. Anna Dahlen saß mitten darin mit ihren klaren, unschuldigen Augen. Sie schien ganz unberührt von der auf alle wirkenden Atmosphäre. Etwas Mattes, Abfallendes lag über ihren Schultern, und die langen, schmalen Hände mit den langen, blanken, gewölbten Nägeln ruhten ihr langausgestreckt ohne sich zu krümmen im Schooß. Sie lachte nicht auf und ihre Augen fuhren nicht unruhig hin und her wie die der Andern. Sie ruhten groß aufgeschlagen und fragend auf dem Paar, mit einem Leuchten wie das weiße Licht der Sonne auf dem weißen Schnee.

Aber in dem einen Mundwinkel lag ein ganz kleines skeptisches Lächeln.

Nach dem Thee gingen Alle in den Garten. Das Meer lag vor demselben ausgebreitet, silberblau und seidenglatt und unbeweglich, der schwarze Rauchstreifen der Dampfschiffe hing ebenso unbeweglich in der Luft. Nur die weißen leuchtenden Möwenkörper kreuzten lautlos.

Anna Dahlen ſtand am Gartengitter, doppelt lang und weiß in ihrem weißen Kleid, wie der kreideſcharfe Strich eines weißen Leuchtthurmes durch die feuchte Dämmerung ſchimmert. Lilly ging zu ihr, und da das verliebte Paar gerade an ihnen vorüberſtrich mit Augen, die nichts ſahen außer einander, entfiel es ihr:

„Die möchten gern heirathen!“

„Wer möchte nicht gern heirathen!“ antwortete Anna Dahlen mit ihrer ſchüchternen ſilbernen Stimme.

Es war ein ſo eigner Klang darin, daß Frau Lilly, die damals ſelbſt noch Fräulein Lilly war, auf- und ihr in die Augen ſah. Sie blickten ſie an, hellbraun und unſchuldig und ohne zu blinken, wie ſie immer blickten. Aber ganz hinten, ganz auf dem Hintergrund dieſes Blicks, ſtand etwas, das ſich leſen ließ wie eine Schrift, etwas, wovor das damalige Fräulein Lilly den Blick niederſchlug und dann wieder aufſah, um zu ſuchen, ob es noch da war. Es ſtand noch da.

Sie blickte unwillkürlich fragend hinein. Die Augen ſahen ſie an, offen und gerade. Aber auf jenem Hintergrunde, ganz hinten, ſtand immer dasſelbe: eine Enttäuſchtheit ohne Hoffnung.

Und die Augen sahen sie an ohne zu blinken, mit einem so eigenen Blick als wollten sie sagen: lies!

Anna Dahlen's Mund aber sprach mit der alten schüchternen silbernen Stimme:

„Man muß doch etwas haben, womit man sein Leben ausfüllt. Ist's nicht das Beste, so ist es das Nächstbeste. Ich habe so eine Befriedigung in der Philosophie gefunden. Es ist einem so rein und kühl dabei zu Muthe und doch nicht kalt. Es ist, als schiene eine weiße Sonne über weite weiße Flächen, über die man sehr weit sehen kann. Nach und nach wird einem dieser Ausblick eine so liebe Angewohnheit, als kehre man dabei in sich selber ein. Man bildet sich ein, bei sich selber zu sein, und hat sich doch nur selbst vergessen."

„Thut das so wohl?" fragte das damalige Fräulein Lilly.

„Was bleibt Einem denn sonst übrig?" entgegnete sie. Das silberne Glöckchen klang etwas dumpf und heiser. „Ich habe Alles schon so früh kennen gelernt", fuhr sie fort. „Im Hause meiner Eltern ging Alles aus und ein, was die Elite unserer Zeit war, oder sich einbildete, es zu sein. Als Kind schon wurde ich von den „Besten des Landes" auf den

Schooß genommen und die tiefsten Gedanken und stärksten Gefühle bekam ich mit meinem Butterbrod hineinzueſſen. Und meine Mutter hatte vor ihrer Ehe eine Leidenſchaft durchlebt, von der ſie übrig blieb als ein ausgebrannter Vulkan. Es war mir ſchon ſoviel vorgelebt. Das kannte ich nun ſchon Alles. Ich war nur noch neugierig, was nun für mich allein kommen würde."

„Es kommt wohl noch", war die Antwort, da jetzt eine Pauſe eintrat.

Anna Dahlen antwortete nicht darauf. Sie ſtand und ſah auf's Meer und die Pauſe wurde unheimlich lang; es war wie etwas Leeres, das ſich guttaperchaartig ausreckte. Sie ſtand ganz im Profil. Ihre dünne ſchmale Naſe ſtach ſcharf und ſpitz in die Luft und in ihren hellbraunen, groß offenen Augen lag etwas Feindliches. Das Kindliche war ganz weg aus ihrem Geſicht und ihrer Geſtalt. Die da ſtand, war ein in ungläubigem Warten gealtertes, an Körper und Seele dürr gewordenes Mädchen — —

Es fror Frau Lilly — ſie wachte auf, die innere Bilderreihe war verſchwunden. Sie lag auf dem Sopha, der Ofen neben ihr war ausgebrannt und

ſchwarz, und die Zeitung lag grau und unleſerlich auf der Diele. Draußen ſtanden die Berge in ſtumpfem Schiefergrau, und kaltblau und trüb lag die unendliche Schneefläche. Ein blaſſes Ziegelroth ohne Leuchten und Wärme färbte den milchigen Himmel zwiſchen zwei ſchwarzen Bergkämmen. Dort war die Sonne verſchwunden. Vor den vier Fenſtern, aus denen ſie nach drei Seiten ſehen konnte, ſtand die Abendkälte.

— — — — — — — — — — — — —

Da hörte ſie etwas quieken — es klang, als ob ein kleines Thier ſich rührte und vernehmbar machte. Frau Lilly's Geſichtsausdruck veränderte ſich ganz bei dem Gequiek. Geſchäftig und glücklich ließ ſie die Füße vom Sopha gleiten, ſtand auf, ſchüttelte die Betäubung von ſich ab und knöpfte ihr Kleid auf. Am Fußende des Bettes, im Nebenzimmer, auf das ſie durch die offene Thür von ihrem Sopha aus ſehen konnte, rührte ſich's zwiſchen Kiſſen und Decken. Frau Lilly lief mehr als ſie ging zum Bett, beugte ſich ganz über und beantwortete das Gequiek mit ebenſo unverſtändlichen und in keiner Schriftſprache feſtzuhaltenden Lauten. Dann nahm ſie das ganze Bündel auf den Arm, ſetzte ſich und drückte es an ihre Bruſt. Anfangs war kein Laut hörbar, — dann

aber hörte man ein leises gleichmäßiges zufriedenes Schnaufen und Schlucken, und ein ganz kleines, faltiges rothes Händchen kam herauf und krallte sich mit seinen feinen Nägelchen in Frau Lilly's entblößte Brust, daß ihr ein kitzelnder, seliger Schauer über den ganzen Körper lief.

Bubſelchens Weihnachten.

I.

„Madame, — il vous conduira!"

Frau Lilly ſah auf von dem Kindstuch, an dem ſie ſäumte.

Durch die halboffene Thür ſtreckte ſich ein altes komiſches Geſicht, — jedenfalls fand Frau Lilly es komiſch, ſo oft ſie es anſah. Es war faltig und runzlich und lächelte immer, ein aufrechtes, oder wie Frau Lilly meinte: ſelbſtgerechtes Lächeln, wobei der einzige abgebrochene Zahn in dem offenen Munde ganz beſonders ausdrucksvoll mitlächelte. Dabei blickten aber die ſcharfen hellblauen Augen ganz anders, als der Mund lächelte, und das an den

Seiten herabgeſtrichene ſchwere röthliche Haar, hinten in einem breiten Kranz aufgeſteckt, widerſprach um zehn Jahre den alten, erſchlafften Zügen.

„C'est bon, Françoise“, antwortete Frau Lilly haſtig, „nous sommes prêts tout-de-suite.“

Frau Lilly hatte immer ein eigenes Gefühl von Genirtheit, ſobald Françoiſe ſie mit ihren ſcharfen waſſerblauen Augen anſah. Françoiſe war dabei geweſen, als Bubſelchen geboren wurde und für hohen Lohn und gute Worte geblieben, obgleich ſie eigentlich Pflegerin war — und das auch nur vor der Welt und dem Diſtrictsarzt. Denn in ihrem eigenen ſtillen Bewußtſein und unter den Dorfgevatterinnen war Françoiſe eine „kluge Frau“, weshalb ſie auch die ſtaatlich angeſtellte „sage-femme“ auf's Tiefſte verachtete und dieſer Verachtung gerade in den Stunden paſſenden Ausdruck gegeben hatte, als Frau Lilly unter den Hilfeleiſtungen der beiden Rivalinnen ſich beſtrebte, Bubſelchen das Licht der Welt erblicken zu laſſen. Frau Lilly hatte damals gleich den Eindruck erhalten, daß Françoiſe eine ungewöhnlich intelligente Perſon ſei und dieſer Eindruck hatte ſich weſentlich dadurch verſtärkt, daß Françoiſe ihr während der zehn Pflegetage eine unendliche

Galerie von Kinderkrankheiten ſchreckeinflößend zu ſchildern verſtand.

Frau Lilly, die in ihrem eigenen Bubſelchen die erſte Bekanntſchaft mit einem kleinen Kinde machte, das ſie ſich weder anzufaſſen, aufzuheben, trocken zu legen, noch abzuwaſchen getraute, hängte ſich an Françoiſe wie an einen ihr von der Vorſehung beigegebenen Rettungsengel. Beſonders gab es eins, wodurch das Band zwiſchen Françoiſe und Frau Lilly zu einem wahren Ankertau wurde, — dieſes Eine waren: les convulsions des petits enfants. Dieſe convulsions bildeten das Geſpenſt in der jungen Ehe, — nicht, als ob ſie ſich bereits gezeigt hätten, aber ſie konnten kommen, wie der Blitz aus heiterem Himmel, vor dem man nie ſicher iſt.

Ja, eines Tages, als Françoiſe gerade mit ihren maux de tête lag, die ſich — wenn es Françoiſe an genügender Beſchäftigung oder ſonſtigen Zerſtreuungen fehlte — alle vierzehn Tage bis drei Wochen regelmäßig einzuſtellen pflegten, um wenigſtens vierundzwanzig Stunden lang das kleine Hausweſen auf den Kopf zu ſtellen, ... eines Tages, als ſie ſo dalag und ſich nicht hinreichend bedient fühlte, hörte

Frau Lilly ſie plötzlich rufen: „Madame, le petit a des convulsions!“

Frau Lilly's Herz blieb ſtehen vor Angſt; ſie wagte kaum in den Korb unter die blauen Vorhänge zu ſchauen, wo Bubſelchen, nach Françoiſe's Anordnung zur Erhöhung ſeiner Geſundheit, auf einem weißen Lammsfell lag. Als ſie mit unſicherer Hand den Vorhang zurückzog, lag aber le petit da höchſt vergnügt, naß von unten, die Beinchen in der Luft, und angelegentlich ſeine Fingerchen betrachtend, die auf eine ihm unverſtändliche Weiſe in der Luft herumſpielten.

Frau Lilly theilte Françoiſe die fröhliche Entdeckung mit.

Aber Françoiſe ließ ſich nicht ſo leicht überrumpeln.

„Il regarde ses doigts, Madame“, ſagte ſie düſter, „voilà les premiers signes.“

— — Frau Lilly ſtand auf und legte das Kindstuch zuſammen. Sie begriff nicht, weshalb ſie baumwollene Kindstücher herrichten mußte, da Bubſelchens Großmutter doch drei Dutzend feine Leintücher mit ſchönen Spitzen geſchickt hatte. Aber Françoiſe kaſſirte ſie gleich mit der Bemerkung: „ils

font trop froid, Madame, — le petit aura mal au ventre.“ Und in mal au ventre ſah Frau Lilly bereits Vorläufer von convulsions.

Ehe Frau Lilly aus der Stube ging, trat ſie an's Kaminfeuer und fing an, vor demſelben auf ein paar Stativen aufgehängte Kinderwäſche zu drehen und zu wenden, damit ſie beſſer trocknen könne. Dieſe Stube war eigentlich ihres Mannes Arbeitszimmer, zugleich aber gemeinſchaftliche Schlafſtube, während Bubſelchen mit Françoiſe in der Nebenſtube reſidirte, beſonders aber war ſie Trockenſtube für Bubſelchens Wäſche. Nun hatte allerdings die Wohnung einen ſchönen, verdeckten Balkon, wo die Wäſche in der ſtarken reinen ſchweizer Winterluft auf's Beſte und Geſündeſte hätte trocknen können. Aber Françoiſe behauptete: „le linge gelé fait mal au ventre.“ Und da ausgehängte Wäſche im Winter zu gefrieren pflegt, ſo war nichts zu machen, als ſie vor dem größten Feuer des Hauſes, vor dem Kaminfeuer in des jungen Vaters Stube, zu trocknen. Das gab manchmal einen Dampf, daß man ihn weiß aufſteigen ſah, während Bubſelchens Papa geduldig daneben an ſeinem Schreibtiſch ſaß und ſchrieb und Mama gegenüber am anderen Schreibtiſch Papa's Arbeiten copirte, oder überſetzte,

denn Mama hatte eine große Leichtigkeit in der Behandlung mehrerer Sprachen. —

„Il est prêt, Madame, il vous attend," — Françoiſe's Geſicht erſchien zum zweiten Mal, ſchon etwas ungeduldig, in der Thür.

„Est-ce-que c'est le paysan lui même?" fragte Frau Lilly.

„Oh non, Madame," antwortete Françoiſe von oben herab lächelnd. „Messieurs les paysans ne conduisent pas les étrangers. C'est son maître-valet."

„Hörſt Du, — die Herren Bauern fahren die Fremden nicht ſelbſt," ſagte Frau Lilly zu ihrem Gatten, der eben vom Schreibtiſch aufſtand und nach ſeinen Stiefeln zu ſuchen anfing. „Die Herren Bauern!"

„Warum denn nicht," antwortete Herr Karl Holm im Ton der Selbſtverſtändlichkeit. „Wo die Bauern Herren ſind, da laſſen ſie ſich die Herren Bauern nennen. Die Schweiz iſt ein Bauernland."

Als Frau Lilly und ihr Gatte fertig angekleidet ſtanden, wollten ſie beide von Bubfelchen Abſchied nehmen. Aber es zeigte ſich, daß Bubfelchen nicht da war.

„Où est le petit, Françoise?“ fragte Frau Lilly erſchrocken.

„Ma nièce le promène,“ antwortete Françoiſe mit dem Ton einer Autorität. „Je ne peux pas sortir, comme je suis enrhumée.“

„Hörſt Du,“ ſagte Frau Lilly aufgebracht zu ihrem Mann, „ſie kann das Kind nicht ſelbſt ſpazieren tragen, weil ſie Schnupfen hat!“ Sie ergriff geſchwind Bubſelchens helllila Staatsdecke und ſtürzte die zwei Treppen hinunter auf die Straße, um die Nichte nebſt le petit aufzuſuchen und nachzuſehen, ob er genügend warm gekleidet, auf der Sonnenſeite ſpazieren getragen würde.

Schon von Weitem erblickte ſie in der ſcharfen klaren Luft einen hellblauen leuchtenden Fleck. Es war Bubſelchen in ſeinem hellblauen Mantel und blauen Schleier über dem weißen Mützchen. Die Nichte ſtand mit ihm vor le maître-valet und unterhielt ſich und es blies ſcharf um die Ecke.

Frau Lilly warf ſofort, mit wehem Herzen über die Unzuverläſſigkeit der Dienſtboten, die lilla Decke über den blauen Mantel und befahl der Nichte, in die Sonne zu gehen.

„Il faut bien avoir des précautions avec l'enfant,“ ſagte ſie, um ihr den Abſchied vom maître-valet recht begreiflich zu machen, „il n'a que trois mois.“

Die Nichte ſetzte ſich in Bewegung, — aber Bubſelchen, der die Ankunft ſeiner Mama mit keinem Blicke beachtet hatte, ſondern in beſter Laune mit ſeinem zahnloſen Mäulchen in's Blaue lächelte, erhob plötzlich einen unartikulirten, doch energiſchen Proteſt. Er wollte bleiben, wo er war, an der zugigen Ecke und wandte den Kopf mit einer heftigen Geſichtsverzerrung zum maître-valet zurück, war es nun nach ihm ſelbſt oder nach ſeinen blanken ſilbernen Knöpfen.

Der maître-valet ſtand neben einem langen Schlitten, auf dem ein kurzer Kaſten mit zwei Querbrettern befeſtigt war. Es ſah aus, als beabſichtige er Miſt oder Getreideſäcke zu fahren.

Frau Lilly blickte bei Bubſelchens Widerſtand ihren Mann und Bubſelchens Vater, der unterdeſſen nachgekommen war, rathſuchend an.

„Marſch, in die Sonne“, kommandirte dieſer, ohne zu erwägen, daß weder Bubſelchen noch die Nichte ſeine kategoriſche Entſcheidung verſtehen konnten.

Aber der letzteren dämmerte aus seiner Armbewegung eine Vorstellung auf, die sie veranlaßte schleunigst auf die Sonnenseite hinüberzutraben.

„Steig' ein," kommandirte Herr Karl Holm weiter, diesmal zu seiner Frau zugewendet.

Frau Lilly sah sich suchend um.

„Ja, wo denn?"

Herr Holm wies auf den Mistschlitten.

„Ach, geh!" Frau Lilly lachte ungläubig auf.

An die Scheiben der geschlossenen Verandathür des Parterres drückten sich die Gesichter der Familie Capucin, bei der sie zur Miethe wohnten; sie schienen den Moment des Einsteigens mit großer Spannung zu erwarten.

Unterdessen hatte sich auch Françoise eingestellt, — mit einem dicken Shawl, der um Monsieurs und Madames Beine geschlagen werden sollte.

Madame stellte sich unauffällig neben die Wärterin:

„Mais — où est l'équipage?"

„Là — " Françoise zeigte auf den Mistschlitten.

„Ça ne coute que trois francs, Madame," —

fügte ſie mit einem ehrlichen, Beifall-heiſchenden Blick hinzu.

Frau Lilly ſtieg wortlos ein, die Familie Capucin winkte und grinſte, der maître-valet knallte mit der Peitſche und das lange Gefährt fing an zu gleiten, — abwärts, abwärts, abwärts dem Thal zu.

II.

Es war ein herrlicher Nachmittag, in den das junge Paar hineinfuhr. Frau Lilly ſaß und verſchlang alles mit den Augen; die Säume der Savoyer Alpen, die weiß in der hellen Luft funkelten, den weiten eiſenblauen Genferſee, der ſich vor ihnen ausdehnte, die großen, ſelbſtgenügſamen Bauernhöfe, zwiſchen denen ſie hinfuhren, den vornehmen Park von Hauteville, der links zur Seite blieb mit ſeinen hundertjährigen, ſchneebelaſteten Platanen. Ihr Mann betrachtete ſie mit einem weichen warmen Blick, und das hatte zur Folge, daß ſie ſich enger an ihn drückte, worauf er ſeine Wange an der ihren rieb, worauf ſie ſich einen Kuß holen wollte, worauf ſie von ihm mit einem ſtrengen entrüſteten Blick auf den Rücken des maître-valet abgewieſen wurde.

„In Bauernländern küßt man ſich nicht öffentlich," ſagte Karl Holm erklärend, „dazu hat man zuviel guten Tact."

Auf dem äußeren Markt der kleinen Stadt hielt der Schlitten. Der maître-valet ſtieg aus, wandte den beiden zum erſten Mal ſein ſchwarzbärtiges, verſchloſſenes Geſicht zu und ſagte:

„Je vous attendrai ici. J'ai largement temps".

Frau Lilly blickte ihren Gatten ängſtlich an. Jetzt kam es. Jetzt fingen die Weihnachtseinkäufe an. Und es war ſo wenig Geld in der gemeinſamen Kaſſe. Aber der Gatte ſah ganz unbeſchwert aus. Er faßte ſie unter den Arm, ſchob ſie vor ſich her und ſagte: „Zunächſt gehen wir baden."

Sie liefen mehr als ſie gingen über den menſchenverlaſſenen Anlegeplatz der Dampfſchiffe, an der Cigarrenfabrik vorbei zur Buanterie, wo alle Zellen für ſie offen ſtanden, denn im Winter badete hier kein Menſch. Als das heiße Bad mit eiskalter Douche direct vom Genferſee durchgemacht war und ſie wieder auf dem Hafendamm ſtanden, faßte Herr Karl Holm ſeine Gattin abermals unter den Arm und ſchob ſie wieder im Geſchwindtempo vor ſich her zur nächſten Conditorei des Städtchens.

„Une Chartreuse pour moi," beſtellte er, „et du thé avec des gâteaux pour madame."

Als beides genoſſen war, ſagte er fröhlich wie ein Kind: „Nun machen wir Einkäufe."

Er rannte mit ihr Bude ein, Bude aus, ohne ihr Zeit zu laſſen, zu wählen, zu prüfen oder zu handeln. Loszuwerden war er nicht und Zeit gab er auch nicht. Frau Lilly war ganz wirbelig und matt, als er ſie endlich in den Weinladen von Coindet ſchob.

Hier aber veränderte ſich plötzlich das Tempo. Eine endloſe Galerie Flaſchen wurden von der aimable lächelnden, graziös corpulenten Mme. Coindet vor ihm aufgeſtellt und es entſtand ein längeres, eingehendes Rathſchlagen, Riechen, Schmecken, Befragen und Erwägen, ehe eine grüne Chartreuſe, zwei feine Rum und ein rauchiſcher echter Whisky eingepackt wurden.

„Das ſchenke ich mir ſelbſt zu Weihnachten," erklärte er.

Frau Lilly hörte gleichſam eine fremde Stimme inwendig in ſich ſagen, daß das ziemlich viel ſei. Allerdings hatte ſie bereits das Erforderliche zu einem kirſchrothen verführeriſchen Morgenkleid für

sich eingekauft, aber dieselbe Stimme versicherte ihr, das sei nicht zu ihrem eigenen Vergnügen geschehen, sondern nur in aufopfernder Erfüllung ihrer ehelichen Pflicht, dem angetrauten Gatten so lieblich und lockend und appetitlich wie möglich zu erscheinen. Deshalb hatte sie ja auch heute trotz der Kälte gebadet.

Als die Einkäufe im Schlitten untergebracht waren, gingen beide wieder hinein in die Stadt. „Nun kaufe ich für Dich eine Ueberraschung," sagte der Ehemann mit glänzenden Augen. „Darum müssen wir uns jetzt trennen."

Frau Lilly schwieg, — sie hatte auch etwas Geheimes vor.

Sobald sie allein war, blieb sie stehen und ihr Gesicht wurde sehr nachdenklich — fast finster. Jetzt kam es. Wenn es nur schon vorüber wäre.

Sie ging ein paar Mal vor dem großen Gold- und Silberwaarenladen auf und nieder und beschaute die ausgelegten Sachen, ehe sie eintrat.

Es wurden eben mehrere Käufe abgeschlossen, — sie mußte warten.

Endlich trat ein Commis mit der Frage, was zu Befehl stände, an sie heran.

„Je ne veux pas acheter, je veux vendre," erklärte Frau Lilly entschieden, — und legte gleich ein goldenes Medaillon mit einem schönen großen Türkis und einer dicken Halskette auf den Tisch.

„Ôtez-moi la pierre," — sagte Frau Lilly, „que donnez-vous pour le reste?"

Der Commis sah Kette und Medaillon geringschätzig an, der Stein wäre ihm lieber gewesen.

Nach gemachter Goldprobe und einigem Feilschen waren sie handelseinig. Mit ihrem Türkis und einem Hundertfrankschein in der Hand, blutroth im Gesicht als hätte sie zum ersten Male gestohlen, griff Frau Lilly eben nach der Thürklinke, als sie ihren Mann draußen vorübergehen sah.

Sie zog sich geschwind von der Thür zurück, — wenn er sie hier ertappte! Aber er blickte nicht hinein und ging rasch vorüber, — es kam ihr vor, als sähe er verstimmt aus.

Hinter seinem Rücken glitt sie zur Thür hinaus und hinein in die innere Stadt. Dort suchte und fand sie ein kleines Goldschmiedlädchen, wo sie ihren Türkis wieder zum Vorschein kommen ließ. Sie machte dem Goldarbeiter, der vor seinem Schmelzlämpchen saß, begreiflich, daß sie eine Nadel

angemacht haben wolle, damit der Türkis für einen Herrn als Kravattennadel benutzt werden könne.

Wie ſie hörte, daß es ging, wurde ſie inwendig ſo froh, als ſei ihr ein beſonderes Glück widerfahren.

„Was machteſt Du da?“ ſagte hinter ihr eine Stimme als ſie eben hinaustrat.

Sie ſchrak zuſammen, — das war ihr Mann, ... und immer war er ſo unerträglich neugierig.

Karl Holm fing denn auch ſofort an, ſie auszufragen, aber nicht mit dem inquiſitoriſchen Geſchick wie ſonſt. Er brach ganz plötzlich ab und ſagte reuig und mit ein paar erbärmlich traurigen Augen:

„Ja, Du haſt was für mich, Du gutes Fratzl, — aber ich hab' nichts für Dich!“

Frau Lilly machte einen vergeblichen Verſuch, ihm ihre Zufriedenheit durch einen Kuß auf offener Straße auszudrücken.

Ihr Ehemann ſchob ſie entſetzt und mit einem argwöhniſchen Blick ſämmtliche Fenſter der Straße ſtreifend zurück und fuhr fort:

„Ich kann nichts für Dich finden, — ich bin ſchon durch vier Laden gerannt, — aber das Nähneceſſaire mit Perlmutter eingelegt, das Dir im Schaufenſter ſo gefiel —“

„Bist Du verrückt," schrie Lilly erschrocken auf.

„Ja, es ist so verflucht theuer," bekannte der Gatte niedergeschlagen, — „50 Francs, . . . das ist auch fast alles, was ich noch in der Casse habe," fügte er kleinlaut hinzu.

„Man kann Dich doch keine Minute außer Augen lassen," rief Lilly empört, — „gleich bist Du auf Dummheiten aus, — Du hast es doch nicht wohl schon gekauft?" unterbrach sie sich mißtrauisch.

Karl Holm schüttelte betrübt den Kopf.

„Gott sei Dank," sagte Frau Lilly erleichtert.

Als sie die Gefahr im Rücken hatten und der Mistschlitten, auf dessen langem Plan die wenigen Einkäufe einen äußerst kümmerlichen Eindruck machten, sich den Berg hinaufschleppte, — der maître-valet schien ihn für so schwer belastet zu halten, daß er wie zum Spott nebenher ging — als sie so den Berg hinanglitten, sagte Frau Lilly gleichsam nebenbei: „Ich hab' ja noch 100 Francs!"

Ihr Gatte sah sie flüchtig, doch mehr zufrieden als verwundert an. „Hast Du soviel ersparen können?" fragte er vertrauensvoll.

Frau Lilly antwortete nichts; sie dachte im

Stillen: „Gott, wie leicht die Männer anzuführen ſind!“

Der Schlitten glitt lautlos in die beginnende Nacht hinein, — eine helle, leuchtende Nacht. Der Mond ſtand rund und ſilberweiß am Himmel und funkelte glänzend herab und der weiße Schnee funkelte ihm entgegen. Der junge Ehemann hatte ſeinen Arm um Frau Lilly gelegt und ſchaute ſtill vor ſich hin. Je höher ſie hinaufkamen, deſto tiefer wurde das Schweigen. Der maître-valet ging ſtumm, wie ein finſterer Geiſt, neben den ſchweren, trägen Pferden.

„Woran denkſt Du, Lilly? —“ hörte ſie ihres Gatten Stimme plötzlich fragen, — der Ton klang weich und erwartungsvoll, als hoffe er etwas beſonderes Schönes und Gutes zu hören.

Frau Lilly faßte ſich gerade noch raſch, um nicht zuſammenzuſchrecken. Was ſie gedacht hatte, war weder ſchön, noch gut, noch in Einklang mit dem feierlichen Frieden des Abends. Sie hatte nur berechnet: wenn die Schwiegermutter zu Neujahr kein Geld zu ſchicken hätte, würde es bald hübſch ausſehn mit der Miethe und anderem; und ſich dann in Grübeleien vertieft, ob ſie nicht ſelbſt etwas zur Abhilfe des Uebels vermöchte, — unnütze Grübeleien.

RETURN TO ⟶ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

RENEWALS AND RECHARGES MAY BE MADE 4 DAYS PRIOR TO DUE DATE.
LOAN PERIODS ARE 1-MONTH, 3-MONTHS, AND 1-YEAR.
RENEWALS: CALL (415) 642-3405

DUE AS STAMPED BELOW

REC. CIR. APR 01 '90		
AUTO DISC APR 01 '90		

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 60m, 1/83 BERKELEY, CA 94720

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C003333835

YC158808